Ein Jahrhundert Schwäbischer politischer und patriotischer Dichtung

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Hohen Philosophischen Fakultät (Sektion I)
der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von

Bernhard Birk
aus Dunningen Oberamt Rottweil, Württemberg

1 9 2 7

Gedruckt in der Buchdruckerei der Tübinger Studentenhilfe

Referenten: Prof. Dr. Borcherdt, Muncker, v. Kraus.

Tag der mündlichen Prüfung: 21. Mai 1926.

Seinem väterlichen Freunde

Herrn Professor Dr. theol. et phil. Ignaz Rohr

in dankbarer Liebe.

*

Inhalt.

Literatur-Verzeichnis VI
Einleitung 1
I. Politische Dichtung vor Schubart 5
II. Politische Dichtung zur Zeit Schubarts: 11
1. Ueberblick über die Verhältnisse Württembergs 11
2. Schubarts politische Dichtung: 14
a) Schwäbische politische Dichtung 14
b) Politische Dichtung auf Oesterreich 24
c) Politische Dichtung auf Preußen 29
d) Schubarts Freiheitsdichtung 34
3. Politische Dichtung bei Schubarts schwäbischen Zeitgenossen 60
4. Stellung Schwabens zur damaligen deutschen Literatur 71
III. Politische Dichtung Schwabens zur Zeit der französischen Revolution und der Freiheitskriege 74
IV. Politische Dichtung in Schwaben zur Zeit des Frühliberalismus: 84
1. Uhland in seiner Vaterlandsdichtung 85
2. Uhland und die Landstände, Altrechtlertum in Dichtung, Beleuchtung der württembergischen Verhältnisse 88
3. Resignation Uhlands in der Zeit bis 1848 . . . 105
V. Die Revolution von 1848 in der schwäbischen politischen Dichtung: 109
1. Die Gebrüder Pfizer in ihrer Freiheitsdichtung; ihre kleindeutsche Einstellung 109
2. Uhland und 1848 in der Dichtung; großdeutsche Einstellung 116
3. Fr. Th. Vischer, Pfau, Karl Mayer 121
VI. Ausblick: Georg Herwegh 124
Schluß: Zusammenfassung 131
Lebenslauf 132

Literatur-Verzeichnis.

I. Zu Schubart und seiner Zeit.

1. Schubarts, des Patrioten ges. Schriften und Schicksale, Stuttgart 1839/40, 8 Bände, Bd. 1/2: „Schubarts Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt".
2. Schubarts „Gedichte" von Gustav Hauff, Reclam Nr. 1821/24 (Leipzig 1884).
3. Rud. Krauß, Schubart als Stuttgarter Theaterdirektor: Württ. Vierteljahrsschrift, Bd. 10, S. 252—279.
4. W. Brüstle, Klopstock und Schubart. Beziehungen in Leben und Dichten. Münchener Dissertation von 1917.
5. D. Fr. Strauß, Ges. Schriften, Bd. 8 u. 9 (Bonn 1878): Schubarts Leben in seinen Briefen.
6. Schubart als politischer Journalist: Diss. Erich Schairer, Tübingen 1914, H. Laupp jun.
7. Adolf Wohlwill: Beiträge zur Kenntnis Chr. F. D. Schubarts in: Archiv f. Literaturgesch. VI. Bd. 1. Heft (S. 343—391). Leipzig, Teubner 1876.
8. A. Wohlwill: Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbes. von 1789—1815. Hamburg: Otto Meißner, 1875.
9. Karl Hoffmann: 12 Studien zur Lit. u. Ideengesch.: Charlottenburg: Günher'sche Buchh., Charlottenburg 4, von 1908.
10. Hans Wahl: Gesch. des Teutschen Merkur, Berlin 1914, Palaestra CXXVII.
11. Gustav Hauff: Schubart in seinem Leben und s. Werken; Stuttgart 1885.
12. Eugen Nägele: Aus Schubarts Leben und Wirken: Stuttgart 1888.
13. Franz Muncker: Klopstock, Gesch. s. Lebens u. seiner Schriften, 2. Auflage, Berlin 1900.

II. Zu Uhland und seiner Zeit.

14. Gedichte, krit. Ausg. von Jul. Hartmann u. E. Schmidt: Stuttgart 1898, 2 Bde., Uhland, Ged. u. Dramen, Cotta'sche Ausg. ohne Datum.
15. Uhlands Leben, von s. Witwe: Stuttgart 1874.

16. Herm. Schneider: Uhland, Leben, Dichtung, Forschung, Berlin 1920. E. Hoffmann & Co.
17. List: Der Kampf um das gute alte Recht. Tübingen 1913.
18. Reinöhl: Uhland als Politiker, Tübingen 1911 (Aktensammlung).
19. Bernhardt: Uhlands politische Betätigungen und Anschauungen. Diss., Leipzig 1900.
20. E. Schneider: Württ. Gesch. Stuttgart 1897.
21. Vorkämpfer deutscher Freiheit: Buchhandlung Nationalverein, München:
a) Heft 8: Politische Lieder aus alter und neuer Zeit 1910, E. Fischer;
b) „ 5: Die Grundrechte des deutschen Volkes 1910;
c) „ 37: Ludwig Uhlands freiheitliches Vermächtnis 1912;
d) „ 18: C. v. Rotteck: Freiheit 1910;
e) „ 4: Staat und Kirche in der Paulskirche 1848, 1910;
f) „ 2: J. F. Fries: 2 polit. Flugschriften 1814 u. 1817, 1910;
g) „ 30: Paul Pfizer: Briefwechsel zweier Deutschen, 1912.
22. Paul Pfizer: Briefwechsel zweier Deutschen, in: Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. in Neudrucken: Nr. 144.
23. G. Pfizers Gedichte, Cotta 1830, polit. Ged., Cotta 1831, Ged. 1835, Cotta.
24. Bruno Frank: Gustav Pfizers Dichtungen; Tübingen 1912.
25. Schäffle: Cotta. Berlin, Ernst Hoffmann & Co., 1895.
26. Th. Klaiber: Vischer, Biographie m. Auswahl aus Werken. Stuttgart 1920.
27. Ludwig Pfau: Freie Studien. Stuttgart: Ebner & Seubert 1874.
28. Karl Mayer: Die Weiber von Schorndorf. Festspiel. Stuttgart, Verlag des Beobachter, 1848.
29. Uhland, sein Leben und seine Dichtungen, von seinem Freunde Fr. Notter. Stuttgart 1863.
30. D. Fr. Strauß: Kleine Schriften, Neue Folge S. 270ff.
31. Rumpfparlament: Preuß. Jahrb. XXXII S. 308ff.
32. Klüpfel: Gesch. der Deutschen Einheitsbestrebungen, I. Band. Berlin 1872.
33. Laube: Das erste deutsche Parlament III. Leipzig 1849, S. 75ff.
34. H. v. Treitschke: „Zum Gedächtnis L. Uhlands. Preuß. Jahrbuch XI. 323.

III. Zu Herwegh:

35. Sprache u. Dichtung, Heft 19. Dr. Ernst Baldinger: G. Herwegh: Die Gedankenwelt der „Gedichte eines Lebendigen". Bern 1917. Verlag A. Franke.
36. Hermann Tardel: Herweghs Werke in 3 Teilen, mit Biogr. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Stuttgart 1909.

37. Victor Fleury: Aus Herweghs Nachlaß. Lausanne, Librairie F. Rouge & Co. 1911.
38. Paul Traeger: Die polit. Dichtung in Deutschland. Münch. Diss. 1895.
39. Viktor Klemperer: Deutsche Zeitdichtung von den Freiheitskriegen bis zur Reichsgründung. Berlin, Leipzig 1911.
40. Christian Petzet: Die Blütezeit d. deut. polit. Lyrik, München 1903.

VI. Allgemeine Literatur.

41. a) Hermann Fischer: Die schwäb. Literaturgeseh. im 18. und 19. Jahrh. Tübingen 1911.
b) Rud. Krauß: Schwäb. Lit.-Gesch., 2 Bde., 1897. Leipzig u. Tübingen. Verlag Mohr (P. Siebeck).
42. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat 1911. 2. Auflage. München-Berlin, R. Oldenbourg.
43. Schmitt-Dorotic, Dr. Carl; Polit. Romantik. Duncker & Humblodt, 1919, München u. Leipzig.
44. Dr. Carl Weller: Württ. Geschichte, 2. Aufl. Göschen 1916.
45. Christoph von Stälin: Wirtemberg. Geschichte, 4 Bde. 1841/1873.
46. Köster: Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit, Heidelberg 1925.
47. Hans Pototzky: Die Politik und die Dichtung, in: Bremer Studien, Bd. XLVI.
48. H. v. Treitschke: Deutsche Geschichte. Leipzig, Hirzel 1894, bes. Bd. 5.
49. Wilhelm Blos: Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten, 1919. Verl. d. M. Post. 2 Bde.
50. H. Oncken: Ferd. Lasalle.
51. Erich Dürr: Politik u. Dichtung. Dioskuren-Verlag, München 1923.
52. Goedeke: Grundriß von 1881 und folgende Jahre. Dresden, Ehlermann.

Ein Jahrhundert

schwäbischer politischer und patriotischer Dichtung

Einleitung

Der Südwesten Deutschlands ist das klassische Land, das in stetem Vorwärtsdrängen auf dem Gebiete der Politik die von Westen kommenden politischen Ideen zuerst praktisch verwertet und seine staatlichen Einrichtungen mit dem ihm brauchbar erscheinenden Neuen verwebt. Kaum in einem anderen Sprengel Deutschlands dürfte das Interesse an Fragen politischer Natur so intensiv gepflegt werden wie in der Südwestecke Württemberg und Baden. Das hat seinen Grund in der geographischen Lage dieser Gegenden. Eingesprengt in das Einflußgebiet Frankreichs und der Schweiz bildet Südwestdeutschland die Brücke für die von diesen Ländern propagierten politischen, philosophischen, religiösen Gedanken. Ein weiterer Grund für diese Erscheinung ist im Volkscharakter der diese Gegenden bewohnenden Deutschen zu suchen. So schwerfällig im Allgemeinen das geistige Gehaben des alemannisch-schwäbischen Stammes ist, so aufgeschlossen ist es bei seiner konservativen Grundstimmung für das grübelnde Verarbeiten und praktische Verwerten von außen andringender Einflüsse und Anregungen. So kommt es auch, daß das politische Element in der Dichtung hier mehr hervortritt als in den anderen Ländern Deutschlands, und daß es hauptsächlich Schwaben sind, die politisch-patriotische Stoffe in poetischer Form verarbeiten, die mit Lied und dichterischer Prosa aktiv teilnehmen an den Kämpfen der politischen Arena. Gewiß sagt Goethe in Faust I. von der politischen Dichtung „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied ein leidig Lied!“ Doch in Zeiten innerpolitischer Stagnation konnte er schon so sagen und er hat auch mit Fug und Recht jener Art von politischer Dichtung und politischer Lyrik ein scharfes Urteil gesprochen, die die Form dichterischen Wortes mit den Ausschüttungen eigener Galligkeit erfüllt, um sie als hinterhältige Waffe zur Vernichtung des Gegners zu führen. Daß aber politische Dichtung zu grandioser Höhe sich erheben kann,

dafür hat der Altmeister selbst den Beweis geliefert, indem er seine liebliche Idylle Hermann und Dorothea mit den Farben reinster und zartester Menschlichkeit auf den politisch düsteren Hintergrund der französischen Revolution aufgemalt hat und das ganze drohende Unheil, das aus ihren dunklen Tiefen hervorquoll, wie ein getreuer Eckart dem deutschen Volke vor die Seele stellte.[1]) Hier ist getreu in dichterische Wirklichkeit umgesetzt, was noch jüngst Erich Dürr in seinem Schriftchen „Politik und Dichtung“ [2]) von der politischen Dichtung forderte, mitzuwirken an dem Problem der nationalen Formwerdnung, welches das eigentliche Problem der Dichtung und zugleich das eigentlich künstlerische Problem der Politik, das Problem der Politik als Kunst ist.

Politik ist Formung und Ordnung der Volksgemeinschaft im Staat und innerhalb der Staatenwelt, so wie die Dichtung Formung und Ordnung der Volksgemeinschaft in der Sprache und innerhalb einer Welt von Sprachen ist. Die Dichtung steht dadurch der Politik am nächsten von allen Künsten, daß sie sich des mächtigsten Bindemittels der Volksgemeinschaft, der Sprache, als Ausdruckskörper bedient.

Weil nun die politische Dichtung nicht sich Selbstzweck ist vermöge ihres inneren Wesens, so bekommt sie leicht einen Zug, eine Nüancierung ins Oratorische, ja Pathetische. Politische Dichtung ruht nicht auf bildhafter, in sich selbst geschlossener, zeitlich begrenzt sein wollender Plastik als etwas im Sinne eines vollendeten Kunstwerkes Allgemeingültiges, sondern sie ist in ihrer Einmaligkeit auf das angewiesen, was man das journalistische Element nennen kann. Versgebundene Journalistik wird man ohne Frage einen Großteil der politischen Dichtung nennen dürfen, ohne deshalb gleich an den schillernden Feuilletonstil eines Heine denken zu müssen. Journalistik aber ist im allgemeinen von Tendenzen beherrscht, und es gehört eine Universalität des Geistes und des Willens dazu, über den Tendenzen zu stehen und den von allen Seiten hereindringenden politischen Eindrücken mit unparteiischer Objektivität gegenüberzutreten und sie sine ira et studio in ihrem inneren Werte zu erkennen. Wenn nun vom politischen Dichter diese innere Distanz zum Material eines poetischen Schaffens gewonnen ist, dann kann es sein, daß politische Gedichte entstehen, die an Vollendung jeder anderen Dichtungsart an die Seite gestellt werden können, welche man mit Genuß lesen kann, aus denen eine große Leidenschaft hervorflammt und die in den dauernden Literaturschatz einer Nation aufgenommen

1) Vgl. Goethes „Natürliche Tochter“.

2) Erich Dürr: Politik und Dichtung: Dioskuren-Verlag, München, 1923.

werden können. Ich darf dabei an die politischen Lieder und Sprüche eines Walter von der Vogelweide erinnern oder an die Chansons eines Béranger, an Fénelons „Télémaque“ oder an die sozialpolitischen Romane der großen Naturalisten, an die Kampflieder der Reformations- und Türkenzeit, wie an die Freiheitssänge der Napoleonischen Epoche.

Aber nicht nur politische Dichtung im engeren Sinne des Wortes, tendenzgetragene Poesie wirkt auf Volk und Nation, Staat und Gesellschaft ein. Nicht minder tun es Literatur und Kunst, selbst wenn sie politische Zwecke zu verfolgen scheinen.[3]) Auch sie wirken ungewollt oft rein politisch, da sie einen Teil der Atmosphäre bilden, in welcher die Organe des Staates leben. So äußert sich ihr Fortschritt auch in dem Wechsel der Anschauungen dieser. Man denke nur an den Einfluß der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, an die staatlichen Reformen jener Zeit, die Bedeutung des Einflusses, den politische und ökonomische Schriftsteller und Dichter unserer Zeit auf die Gestaltung herrschender Parteien genommen haben.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Staatslehre mehr eine Kostgängerin der Literatur denn eine selbständige Disziplin. Auf die „Utopia“ des Thomas Morus 1516 folgten 1517 Luthers 95 Thesen, die das Signal gaben zum Ausbruch der Bauernrevolution, deren Ziele zwar unter dem gewaltigen Eindruck von Luthers dichterisch beschwingter Kampfsprache religiöser Natur waren, deren Ausgangspunkt und Grundton aber unbedingt ein sozialer gewesen ist. Die Bauernkriege waren, wie Georg Adler in seinem „Kommunismus in der Zeit der Bauernkriege“ nachweist, eine eminent soziale Bewegung. Auf Bacons „Nova Atlantis“ und Campanellas „Sonnenstaat“ folgte 1621 in England die soziale Bewegung der „Levellers“, jener kommunistisch orientierten Gruppe in Cromwells Armee, die mit Gewalt gegen das Latifundienwesen des großen Schafweidebesitzes vorging, von dem Diktator aber mit drakonischer Härte unterdrückt wurde. 1753 schrieb Morelli den Staatsroman „Basiliade“, 2 Jahre später ein sozialistisches Manifest, den „Code de la nature“. Rousseau schreibt 1771 seine “Nouvelle Héloise“. Die Folge davon war Sièyes “Tiers état“ und die französische Revolution. Endlich erschien im Jahre 1842 Cabets „Voyage en Icarie”, in welcher der Dijoner Advokat die Grundlinien eines kommunistischen Staatswesens scharf und fest gezogen und die Details der kommunistischen Staatseinrichtung in allen

3) Vgl. Pototzky: Die Politik und die Dichtung: Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte Band XXXXVI. Herausgeg. von Dr. Ludwig Stein. Bern 1906.

Verzweigungen mit einer fast pedantisch zu nennenden Genauigkeit angegeben hat. Und prompt folgt darauf das blutige Revolutionsjahr 1848, sowie Marx's „Kommunistisches Manifest". Wir haben es hier nicht mit zufälligen Erscheinungen zu tun, sondern jene Utopisten sind „die poetischen Sturmvögel, die das orkanartige Heranrauschen einer neuen Zeit künden".[4])

Auf diese Zusammenhänge zwischen Politik und Dichtung mußte hingewiesen werden, um in den folgenden Ausführungen das Verbundensein der schwäbischen politischen Dichter mit den untergründigen Zeitströmungen politisch-patriotischer Bestrebungen, mit den philosophischen Richtungen, die so oft die Keimzelle für politisches Geschehen bilden, darlegen zu können. Nicht uninteressant dürfte es fernerhin sein, zu erforschen, inwieweit das Moment der gesellschaftlichen Stellung und der Wirtschaftslage des Einzelnen von Einfluß und Bedeutung ist auf die dichterische Stoffwahl, auf die politische Einstellung, die er als Dichter in seinem Schaffen einnimmt. Freilich werden die allgemeinen Zeit- und Literaturzusammenhänge nur insofern herangezogen werden dürfen, als es nötig ist, die Schwaben nicht losgelöst aus der deutschen Geistesgemeinschaft sondern in sie hineingestellt zu betrachten. Auf das spezifisch Schwäbische in dieser Dichtungsgattung hinzuweisen wird hingegen unumgänglich notwendig sein und es dürfte von Nutzen sein, darzutun, daß der schwäbische Stamm auch auf dem Gebiete der politischen Dichtung ein ihm eigentümliches Gepräge hatte und wohl auch fernerhin haben wird, falls in einer nahen oder ferneren Zukunft aus dem Schoße seines Volkstums politische Dichternaturen Probleme und Stimmungen aus dem öffentlichen Leben zu gestalten sich bemühen wollen. An den drei hervorragendsten der politischen Dichter aus Schwaben, an Schubart, Uhland und Herwegh soll die Untersuchung geführt werden, einmal, weil sie die am meisten charakteristischen Merkmal eihrer jeweiligen Epoche an sich tragen; doch sollen auch diejenigen kleineren Gestalten nicht übergangen werden, die den drei Bekannteren mit dem Kranz ihrer politischen Gedichte sekundierend zur Seite stehen.

4) Vgl. Pototzky: S. 12.

I. Politische Dichtung vór Schubart.

Bevor zur Schubart'schen Epoche gegangen wird, dürfte es notwendig sein, einen kurzen Ueberblick zu geben über den Stand der vorhergehenden schwäbischen politischen Dichtung.

Das erste Mal erhebt das politische Schwaben seine dichterische Stimme zur Zeit Friedrichs II. und zwar in „Freidanks Bescheidenheit".[5]) Nach dem südlichen Deutschland weist die Sprache des Dichters. Aus seinem Leben wissen wir nur, daß er sich an dem Kreuzzug Friedrichs II, dem fünften Kreuzzug (1228 bis 1229) beteiligt hat, was zu ersehen ist aus dem letzten Abschnitte seiner Sammlung, der „von Ackers" betitelt ist. Es handelte sich damals um die weltgeschichtlich bedeutsamen Konflikte zwischen Friedrich II. und den Päpsten Innozenz III., Honorius III. und Gregor IX. Letzterer hatte über Friedrich II. den Bann ausgesprochen, da er nicht an seine und seines Heeres Krankheit glaubte, derenthalben er nach der Einschiffung in Brindisi (1227) wieder umkehren mußte. 1228 wurde der Kreuzzug dennoch ausgeführt trotz des Bannfluches. Es folgten Streitigkeiten in Palästina mit Ritterorden (ausgenommen mit dem ihm getreuen Hochmeister des Deutschordens Hermann von Salza), Rückkehr 1229 und Kampf gegen die in Unteritalien eingefallenen päpstlichen „Schlüsselsoldaten". Es folgte der Friede von San Germano bei Neapel 1230, doch schwere Kämpfe in der zweiten Hälfte der 30er Jahre (1237 Schlacht von Cortenuova unweit Brescia) mit den lombardischen Städten, denen sich später Gregor IX. anschloß. In dieser stürmisch erregten Zeit schuf der Dichter seine Sprüche. Demokratisch, freimütig trägt er seine moralischen, religiösen, politischen und sozialen Gedanken vor. Ein freier Mann, der er ist, möchte er keines Fürsten eigen sein: „D e s eigen wollt ich gerne sein, der Sternen gibt so lichten Schein", sagt er einmal. Bitter wird die Klage und Kritik über die Zustände in deutschen Landen, wo Gericht, Vogtei, Münze, Zoll zum Raube geworden. So scheut er sich nicht, freimütig und gesinnungstüchtig, wie er ist, auch den Hohen die

5) Vgl. Rudolf Krauß: Schwäbische Literaturgeschichte S. 44 ff: 2 Bde. Leipzig und Tübingen, Freiburg i. Br. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1897. Ferner die Literaturgeschichte von Vogt und Koch, Ausgabe 1921 und Lindemann-Ettlinger 1916. S. 253—254.

Meinung zu sagen. Obschon ein frommer Christ, tritt er mannhaft und entschieden auf die Seite des hohenstaufischen Kaisertums. Wer in Freidank den Reformator vor der Reformation erblicken will, wird freudig manchen scharfen, aber zutreffenden Vers aus dem Kapitel „von Rome" begrüßen. Er kann den römischen Hof nicht rühmen, doch unparteiisch will er sein, wenn er sagt: „zu Rom da ist viel falsche List, daran der Papst unschuldig ist". Die Welfen jener Zeit hörten gewiß den Spruch nicht gerne: „Zwei Schwert in einer Scheide verderben leicht beide; wenn der Papst des Reichs begehrt, so verderben beide Schwert". Ein offener, mannhafter und doch von echter Humanität erfüllter Charakter tritt uns in dem Dichter des „Freidank" entgegen. Man kann ihn in seiner geraden Art am ehesten mit Uhland vergleichen, wenn ein so kühner Sprung durch die Jahrhunderte gestattet ist nach Abzug der Zeitelemente, die einem jeden von ihnen anhaften.

Ist der Dichter des „Freidank" gleichsam ein gut bürgerlicher, mehr hausbackener Schwabe, so löst ihn in der Mitte des 15. Jahrhunderts also fast $2^1/_2$ Jahrhunderte später ein dichtender Abenteurer ab. Es ist der stark auf das politische Gebiet hinüberschielende Michael Beheim (Beheim = aus Böhmen eingewandert) aus Sulzbach im Oberamt Weinsberg. Er lebte von 1416 bis nach 1474. Er hatte von seinem Vater die Weberei gelernt, befand sich aber den Großteil seines Lebens als Krieger und Dichter auf der Fahrt. Er war zuerst Kriegsknecht des Konrad von Weinsberg, des 1448 verstorbenen Rats Kaiser Sigismunds, dann ab 1448 im Dienst bei Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg[6]) Noch später ist er in Wien zu finden. Er gelangte auch an die Höfe von Dänemark und Norwegen, zog mit Ladislaus V. von Böhmen (Posthumus, der 1457 zu Prag an der Beulenpest starb) gegen die Türken vor Belgrad, ward als Strenggläubiger an dem hußitisch gesinnten Prager Hofe verunglimpft und teilte mit Fridrich III.[7]) die Bedrängnisse, als dieser in der Hofburg von den Wienern gefangen gehalten wurde. Seine Erlebnisse hat er in seinem „Buche von den Wienern" niedergelegt, das im Meistersängerton das Unbedeutende wie das Wichtige in derselben Ausführlichkeit mitteilt.[7*]) Doch seinen an gereimte Prosa erinnernden Versen gibt die Mannigfaltigkeit des

6) Vgl. Krauss: Schwäbische Literaturgeschichte S. 52/53.

7) Nach österreichischer Zählung Friedrich IV., Sohn Ernst des Eisernen Hunyandiwirren Regierung 1440—93. 7*) Hrsg. v. Th. von Karajan, Wien 1843; zehn Gedichte zur Geschichte Oesterreichs von Denis, ebd. 1849 Vgl. H. Gille, die historischen und politischen Gedichte Beheims: Palästra XCVI (1910).

Inhalts, sein vertrautes Verhältnis zu fürstlichen Personen wie seine große Belesenheit einen gewissen Vorzug vor den Produkten des Handwerkergesanges. Viel persönlich Erlebtes steckt in seinen Dichtungen. Als politischer Dichter hat er eine scharfe Zunge, wodurch ihm manche Widerwärtigkeit erwuchs. Sicherlich rührt sein oftmaliges Wechseln des Brotherrn nicht allein von seinem Wandertrieb und von seiner Abenteuerlust her, sondern von der Schärfe und Angriffslust seiner Gedichte. Denn ist er auch getreu dem Spruch „wes Brot ich eß', des Lied ich sing'" voll von Lob auf seine jeweiligen Gönner, so eifert er doch mit Freimut gegen Ungesetzlichkeit und Gewaltat, doch mehr aus angeborener Streitlust, denn unter starkem sittlichen Gefühl. Er hat bei weitem nicht den literarischen und kulturellen Einfluß erlangt wie der „Freidank", der von Sebastian Brant seinen Zeitgenossen in überarbeiteter Form vermittelt wurde.[7**])

In dieser unruhigen Zeit der gravamina deutscher Nation dichtete auch der seit 1497 in Tübingen als Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit amtierende, als Bauernsohn in Ingstetten Oberamt Münsingen 1475 geborene B e b e l, (gest. 1518), der uns patriotische Gedichte und eine beliebte und vielgelesene Schwanksammlung „Facetien" hinterließ. Eine Satire „Triumph der Venus" stammt auch von ihm. Ganz im Sinne der vorreformatorischen, grollend sich ansammelnden Unzufriedenheit gegen kirchliche Mißstände rückt er den Pfaffen und kirchlichen Mißbräuchen scharf auf den Leib. Desgleichen P a u l u s S p e r a t u s aus Röthlen Oberamt Ellwangen (1448—1551) der, zuerst katholischer Geistlicher, zu Luther übertrat. Er war später Schloßprediger bei Albrecht von Brandenburg. Von ihm stammt neben vielen geistlichen Liedern auch eines auf den Augsburger Reichstag von 1530, auf dem Karl V. am Tage nach seiner Ankunft, beim Fronleichnamsfeste, nach neunjähriger Abwesenheit, sich von der Größe und dem Umfang überzeugen konnte, den die neue Bewegung angenommen hatte.

Augsburg nannte damals den Patrizier und Stadtschreiber Konrad Peutinger (1465—1547) unter seinen Bürgern. Dieser machte sich hochverdient als Förderer des aufkeimenden Zeitungswesens; seit Beginn des 16. Jahrhunderts wurden nämlich einzelne Berichte über die neuesten Tagesereignisse, seit Ende desselben periodische Druckschriften aus Augsburg in die Welt versandt. Peutinger ist so ein Vorläufer des später kurze Zeit in Augsburg wirkenden Schubart gewesen. Sozialpolitischen Einschlag in seinen Dichtungen

7**) Vgl. L. Tiedge: S. Brants Freidankbearbeitung in ihrem Verhältnis zum Original (Dissert) Halle 1903.

zeigt der Ulmer Meistersinger und Weber Matthäus Brunner, der 1540 unter anderem in Zürich ein heftiges Lied gegen den Wucher der Kaufleute drucken ließ.

Nikodemus Frischlin (1547—1590)[8]) ein Württemberger, muß geradezu schon ein vorweggenommenes Originalgenie genannt werden. Er war ähnlich veranlagt wie Schubart, nur fehlte das mystische Element, das bei Schubart, wenn auch manchmal mehr gemacht alt naturhaft gewachsen, vorhanden war. Frischlin war eine reine Kampfnatur voll Unverwüstlichkeit. Er lieferte in seiner „Oratio de vita rustica", die er Vergil'schen Paraphrasen beigab,heftige Ausfälle gegen die Adeligen und Hofleute, die er allerdings sehr genau kennen mußte, da er bei Herzog Ludwig[9]) (1568—1593), dem mit 15 Jahren zur Regierung gelangten Sohn Herzog Christophs, einem kunstsinnigen, theologischen Interessen zugetanen Fürsten, nach poetischer Verherrlichung seiner Hochzeit 1575 gern gelittener Gast als Zecher, Jäger und witziger Gesellschafter war. Als Frischlin daraufhin Professor werden sollte, konnte es der Herzog doch nicht wagen, seinen Hofdramatiker, der ein glänzender Grammatiker war und den Aristophanes ins Lateinische übersetzt hatte, in das Lehramt einzusetzen, da außer dem Landesherrn sich alles energisch gegen den Wildling verwahrte. Frischlin ist bedeutend als Dramatiker, allerdings mehr im Sinne eines poeta der Renaissancezeit und des humanistischen Dichterideals stilistischer Nachahmung der alten Klassiker, denn als „Sänger, dessen Lied aus dem Innern schallt". Doch hat er immerhin Zeitmomente ziemlich stark hervorgehoben. In seinem „Julius Caesar redivivus"[10]) herrscht patriotischer Unterton. Frischlin zitiert den Geist Caesars und Ciceros aus der Unterwelt, um den eigenen Stolz auf die neue, deutsche Wissensblüte in charakteristischen Gegenüberstellungen zu verdeutlichen. Auch bei ihm tritt ein politisch-sozialer Einschlag kritischer Art in den Vordergrund; so fällt er in seinem lateinischen biblischen Drama „Susanna" über die Wirte und Advokaten her und liefert in der legendenhaften Erzählung „Sankt Christoffel" eine Satire auf alle möglichen Stände. 1590 kam er wegen seiner „Pritschenmeistersreime", die scharfe Kritik

8) Vgl. D Fr. Strauss Leben und Schriften Frischlins, Frankfurt 1856, 125 ff; Deutsche Dichtungen, herausgeg. von Dems: L. V. (L. V. = Bibliothek des Literar. Vereins, Stuttgart 1843 fff) XLI (1856), „Frau Wendelgard" von Kuhn und Wiedmann, Stuttgart 1908.

9) Vgl. Karl Weller: Württembergische Geschichte S. 123. Berlin Leipzig: Göschen 1916.

10) neu herausgeg. von W. Jaenell, Berlin 1912. Vgl. Papst, Frischlin als Dramatiker, Arnstadt 1851; W. Scherer, N. Frischlin in E. Schmidt, Kl. Schr, II. Berlin 1892.

an allem Bestehenden übten und wegen eines unsinnig beleidigenden Schreibens an die württembergische Kanzlei als Gefangener auf die Festung Hohenurach. Bei dunkler Nacht unternimmt er einen halsbrecherischen Fluchtversuch mittels eines Seiles. Dieses reißt, und Frischlin zerschellt an den Felsen. (29. auf 30. September 1590). In Koflikt mit seiner Behöde kam auch der Uracher Thomas Birk (1550 — 1629), der 1585 — 1601 in Untertürkheim war. Er schrieb 1590 seine „Komödie von den gottvergessenen „Doppelspielern". Darin trat er mit ehrlicher und offener Derbheit kampflustig gegen die Korruption des Gemeinderats auf, weshalb er 1601 abgesetzt wurde. Gegen die Verderbnis von oben wandte er sich in einem „Regentenspiegel".

Zur Reformationszeit läßt sich oft kaum eine Grenze ziehen zwischen religiöser und politisch-historischer Dichtung. Durch Zeitgedichte, in denen, wie im damaligen Leben, religiöse und politische Interessen und Gedanken, Wünsche und Hoffnungen chaotisch durcheinander wirbeln, wird auf die Massen eingewirkt. Das ganze fiebernde leidenschaftliche Erregtsein des Bauernkrieges und des Schmalkaldischen Krieges lodert in diesen Streitgedichten empor in wilden Flammen, weniger nach der formellen als nach der inhaltlichen Seite. So bei dem Goldschmied Martin Schrot aus Augsburg, einem der zwölf Meister der dortigen Singschule, so bei dem Spruchdichter Hans Sigel aus Weil der Stadt. Durch Bernhard Sautter aus Ulm wird die vergebliche Belagerung dieser durch verliehene Vorrechte dem Kaiser Karl V. ergebenen Reichsstadt seitens Moritz' von Sachsen 1532 verspottet. Pedius Tethinger (um 1490—1558) aus Tübingen, später Schulmann in Freiburg i. Br., mischt sich in den Chor der politischen Reformationssänger. Er fertigte eine „Wirtembergia" in lateinischen Hexametern (1535, 2. Auflage bereits 1545), die Herzog Ulrich (1498—1550) gewidmet ist und seine Vertreibung durch den Schwäbischen Bund und seine Rückkehr zum Gegenstand hat. Die Gegenseite, das Haus Oesterreich, das 1520—1534 eine Zwischenregierung in Württemberg innehatte und sie zur Abrundung seiner vorderösterreichischen Besitzungen gerne zu einer dauernden gemacht hätte, wurde mit einem Lobeshymnus bedacht von dem Stuttgarter Joachim Münsinger von Frundeck (1517—1588). Die Humanisten insbesondere besangen die Ruhmestaten der Herrscher und ihre Familienangelegenheiten, wohl meist mit der deutlichen Absicht, dadurch von einem der großen oder kleinen Potentaten als Hofdichter oder Erzieher angestellt zu werden, seltener wahrscheinlich aus einer genealogischen Studien entsprungenen Verehrung für das betreffende Fürstenhaus. Einer dieser Humanisten

Valentin Andreä (1586—1654) aus Herrenberg, späterer Generalsuperintendent von Bebenhausen entwarf 1619 in seiner „Reipublicae Christianopolitanae descriptio“ das Gemälde eines christlichen Idealstaates, das seine Farben wohl von Thomas Morus „Utopia“, vielleicht auch noch von Campanellas „Sonnenstaat“ geborgt haben dürfte und eher zur politischen Poesie als zur Staatsrechtslehre gerechnet werden darf.

Daß das damalige Württemberg Beziehungen zu England unterhielt schon vor dem Handel mit Soldaten, vor dem krassen Absolutismus, bezeugt der Stuttgarter Rudolf Wekherlin (1584—1653), der zuerst im württembergischen, dann im englischen Staatsdienst tätig war und zwar von 1644 ab als „Secretary for foreign Tongues.“ Sogar dieser Kanzleimensch hat neben der üblichen poetischen Kriecherei einen polemischen und politischen Zug gefunden, namentlich gegen anmaßende Kanzleiherren. Auch verherrlichte er in Gedichten die Führer und Helden der protestantischen Sache im dreißigjährigen Krieg.

Zur politischen Dichtung der Reformationsperiode ist auch Johann Rudolf Fischer, Pfarrer zu Grimmelfingen, Oberamt Ulm zu rechnen (1598—1632), der später Feldprediger bei dem Reiterobersten Grafen Christoph Martin von Degenfeld war. Er lieferte einen Beitrag nach dieser Richtung mit zwei polemischen Zeitstücken „Letzte Weltsucht“ (Ulm, 1623) und „Teufelsbrut“ (Kempten 1624): Die üble Geldwirtschaft im benachbarten Württemberger Land kommt zur Sprache und im zweiten Stück das schnöde Treiben der privilegierten und nicht privilegierten Wucherer, wie er wucherische Adelige und Bürgerliche nennt.

II. Politische Dichtung zur Zeit Schubarts.

1. Ueberblicke über die Verhältnisse Württembergs

Im allgemeinen lag das geistige Leben in dieser Zeit religiös-politischer Wirren sehr darnieder. Es kam auch in den Reichsstädten nicht über jene Literaturprodukte der fliegenden Blätter, jener Vorläufer der politischen Zeitungen, deren Hauptquartier das im Brennpunkt politischer Geschehnisse stehende Augsburg war, hinaus. Diese hatten ihre Hauptstärke in einer rücksichtslosen Kampflust und haben indirekt sicher nicht wenig ihrem Zeitalter die Kriegswaffe in die Hand gedrückt und die in allen Lagern herrschende Rohheit noch gesteigert, bis sie sich im 30jährigen Krieg mit elementarer Wucht als ein Kampf aller gegen alle entlud und der Zeit die Signatur des Grobianismus auf die Stirne brannte. Augsburg erhob sich von dieser Kampfliteratur unregelmäßig, rein gelegenheitsbedingt erscheinender Flugblätter zuerst zur Gattung angesehenerer Journale im Bereich schwäbischen Volkstums. Sehr viel später erst folgte das mittlere und westliche Schwaben. Stuttgart hatte erst 1702 seine erste Zeitung. 1750 gab es in ganz Württemberg damaligen Staatsbegriffes schwerlich mehr als drei und diese nur in der Residenz erscheinende Blätter. 1714 wurde die Riedlinger Ordinarizeitung, 1744 in Heilbronn die Neckarzeitung, 1752 zu Ulm das Intelligenzblatt ins Leben gerufen.

Doch war man wenigstens so weit gekommen, daß von der lateinisch geschriebenen humanistischen Dichtung zu deutsch geschriebener übergegangen wurde. Im allgemeinen aber herrschte krasse Ausländerei, wenn auch nicht im Volk, so unter den Adeligen und sonstigen Gebildeten. Ob man allerdings das Darniederliegen der geistigen Bestrebungen dem Fehlen an Kulturmittelpunkten, an Zentralisation in dem Maße zuschreiben darf, wie Rudolf Krauß[11]) es tun will, darüber dürfte man doch noch im Zweifel sein, zumal wenn man bedenkt, wie eben der in Frankreich zum Extrem durchgeführte absolutistische Zentralismus auch auf das literarische Gebiet übertragen worden war

11) Schwäbische Literaturgeschichte I, S. 140 ff.

und wie er bei uns in der Gottschedepoche später sich ausgewirkt hatte. Mehr zu suchen ist der Grund des Tiefstands in den seit dem 30jährigen Krieg, vorab in den frei sein sollenden Reichsstädten herrschenden kläglichen Zuständen. Dort gab es, speziell im schwäbischen Gebiet, trotz scheinbarer Demokratie, ein überaus selbstsüchtiges Regime engherziger und hochmütiger Aristokratien, die den großen und kleinen Landesherren an absolutistischen Allüren in keiner Weise nachstanden. So gut, wie an den Höfen herrschte hier, unter dem demokratischen Mäntelchen nur um so widerlicher sich ausnehmend, eine Kamarilla in den Stadtparlamenten, und der konfessionelle Hader konnte sich viel ungehemmter noch austoben als in den Adels- und Fürstenherrschaften, da es hier mit wechselndem Glücke hart auf hart ging. Je kleiner die Stadt, desto verbissener ging es her, wie ja Wieland diese Art politischer Gemeinwesen in späterer, vielleicht etwas gemäßigterer Zeit in seinen „Abderiten" geschildert hat. Dazu kam in Württemberg selbst, daß das Schulwesen einseitig auf die Züchtung von Theologen zugeschnitten war. Grundlegend für diese Richtung wurde Herzog Christoph (1550—1568), Sohn des vertriebenen und wieder restaurierten Herzogs Ulrich [12]). Als nämlich der Augsburger Religionsfriede 1555 den Landesherren in den evangelischen Gebieten das Recht der kirchlichen Gesetzgebung einräumte, ging auch der Württemberger an eine Neuordnung des Kirchenwesens, die nach vielen Mühen und Verhandlungen in der Großen Kirchenordnung vom Mai 1559 ihren Abschluß fand. Er wurde der Organisator der altwürttembergischen Landeskirche. Johann Brenz, der bekannteste schwäbische Reformator [13]), war seine rechte Hand dabei und Christoph stellte ihn an die Spitze des württembergischen Kirchenwesens. Diesem gaben nun drei Einrichtungen seine besondere Eigenart: Die Vorbildung des geistlichen Nachwuchses, die Vereinigung des Kirchengutes und die straffe Zentralisation des Kirchenregiments. All das hat sich zu einem guten Teil bis heute erhalten, und aus den württembergischen Kirchenanstalten gingen die meisten Schwaben in der Folgezeit hervor, die wissenschaftlich, literarisch und künstlerisch von Bedeutung wurden. 1565 wurde durch den Landtag der Bestand der Landeskirche samt dem Kirchengut verfassungsmäßig festgelegt, die evangelisch-

12) Vgl. Karl Weller: Württemb. Gesch. S. 117|123 und bes. aber Christoph Friedrich Stälin (Wirtembergische Geschichte, 4 Bände, 1841 1873, reicht bis 1593.

13) (1499|1570 Eifriger Lutheraner, verteidigte er zweimal die luth. Abendmahlslehre gegen die Schweizer; Werke, 8 Foliobände Tübingen 1576|90. Vgl. Hartmann und Jäger, 2 Bände (1840|42).

lutherische Lehre, wie sie in der Augsburger und in der von Christoph dem Konzil von Trient übergebenen besonderen württembergischen Konfession erhalten war, zur ausschließlichen Landesreligion erklärt: Der Herzog verzichtete für sich und seine Nachfolger auf das im Augsburger Religionsfrieden den weltlichen Fürsten zuerkannte Reformationsrecht. Von großem Einfluß auf die gesamte Gestaltung der innerpolitischen Lage Württembergs wurde auch die 1552 von Christoph gegebene Landesordnung; Justiz und Verwaltung waren in den Aemtern vereinigt, wodurch die Unterbeamten derselben, die „Stadt- und Amtsschreiber", zu großem Einfluß gelangten. Dadurch waren selbständige gebildete höhere Beamte ausgeschlossen von der Leitung wichtiger Lebensfunktionen des Staates und ersetzt durch bequeme Vollzugswerkzeuge oft despotischer Willkür, wenn nicht gar einer üppigen Maitressenwirtschaft, wie unter Eberhard Ludwig im Anfang des 18. Jahrhunderts, dessen Geliebte, ein Fräulein von Grävenitz aus Mecklenburg, von 1707 an während 25 Jahren alle höheren Staatsämter mit ihren Verwandten und Günstlingen besetzen konnte. Nicht viel erfreulicher war das Staatsleben unter dem folgenden Herzog Karl Alexander (1733—1737), und die absolutistische Aera erreichte unter Karl Eugen ihren Höhepunkt sowohl nach der negativen als auch nach der positiven Seite. Letztere bestand darin, daß das Herzogtum ein geschlossenes Ganzes wurde und, da Adel und Ritterschaft mehr und mehr beiseite gelassen wurden, zu einem fast rein bürgerlichen, demokratisch beinahe homogenen Volkskörper sich entwickelte. Durch die Politik der Ausschaltung des Adels legte der Absolutismus das Fundament, auf dem eine selbstbewußte Demokratie aufgebaut werden konnte, sobald das Beamtentum wieder an die Intelligenz übergehen konnte. Viel dazu beigetragen hat auch das starke Durchsetztsein des württembergischen Territoriums und sein Umringtsein von den immerhin dem Namen und der Tradition nach demokratischen Reichsstädten. Einige Erleichterungen hatte allerdings das Volk gehabt in der Zeit der Vormundschaft für Karl Eugen. Dann aber, als dieser mit 16 Jahren auf Betreiben Friedrichs II. von Preußen für mündig erklärt worden war, begann der alte Tanz von neuem. Hatte sein Vorgänger seine Untertanen durch den jüdischen Finanzminister Süß Oppenheimer ausrauben lassen, so trieb Karl Eugen das schon vorher mehr als unentschuldbare Maitressenregiment auf den Gipfel. Dabei spielte er mit Härte, Gewalt, Willkür, Laune die Vorsehung seiner Untertanen. Eine für das kleine Land unerhört verschwenderische Prachtliebe, besonders bei den Inszenierungen

der Opern und Ballets, die ganz im welschen Geschmack gegeben und von französischen Kommödiantentruppen gespielt wurden, griff tief in die Kassen und brachte das Land in Verschuldung. Erst durch seine Herzensbeherrscherin und nachmalige zweite Gemahlin, der zur Reichsgräfin erhobenen Franziska von Leutrum, wurde Karl Eugen etwas besonnener. Von der ihn bislang besitzenden Genußsucht und Eitelkeit wandte er sich nützlicheren Passionen zu und befaßte sich mit Wissenschaft und Pädagogik. Leider wurden seine guten Seiten, lebhafter Geist, klarer Verstand, scharfer Sinn, Willenskraft durch seine Unbeständigkeit im Wollen und seinem Ueberdespotismus ziemlich aufgewogen.

2. Schubarts politische Dichtung.

Das war die politische und staatliche Situation Schwabens, in die Christoph Friedrich Daniel Schubart hineingeboren wurde. Zu seiner Kenntnis tragen seine Gedichte und seine Journalistik fast ausschließlich bei. Er hat sich hier mit allen Gebieten des menschlichen Lebens auseinander gesetzt, bejahend und verneinend, nachahmend und selbständig, bald rückwärts schauend, bald vorwärts stürmend. Nur die Gedichte im eigentlichen Sinn des Gedankenausdrucks in sprachlicher Gebundenheit zu betrachten, wäre ebenso einseitig, als allein seine oft mehr Dichtung als Berichterstattung gebenden Zeitungen[14]) zu berücksichtigen. Beide nämlich bilden eine organische Einheit, oft schon stilistisch, sicher aber inhaltlich. Von seiner Biographie sei an den jeweiligen Stellen nur das zum Verständis Notwendigste mitgeteilt.

a) Schwäbische politische Dichtung.

Schubart sei zuerst in seiner engeren schwäbischen politischen Dichtung gezeigt. Diese knüpft an an die Personen des Fürstenhauses, an Zeitereignisse württembergischer Geschichte, es sind meist Gelegenheitsgedichte, die sich bemühen, oft peinlich neutral zu sein; sie geben aber, da sie manchmal zu neutral sind und zu sehr den innersten Gefühlen Schubarts widersprechen, Veranlassung, die Sache als Spott und Satire aufzufassen. Gar leicht läßt sich hier die echte Stimmung von der falschen unter-

14) Deutsche Chronik 31. III. 1774. 1. Nummer in Augsburg, von 1776 an „Teutsche Chronik". 1787—1789 „Vaterländische Chronik", 1788 „Vaterlandschronik", 1789 „Chronik". Auf Asperg vom 23. I. 1777 bis 1787. Weiteres vgl. Diss. Schairer (Erich) „Schubart als politischer Journalist", Tübingen 1914. H. Laupp jr.

Die Chronik ist zitiert nach den Angaben von Schairer, Brüstle, Wohlwill, Köster, dann besonders Hauff. Immer sind die Jahreszahlen der Chronik mit Nummer oder Seitenzahl angegeben. Auch ihre Orthographie ist beibehalten.

scheiden, gar deutlich schaut ein verbitterter Zorn, ein höhnisch verbissenes Grinsen hinter schwülstigen Tiraden hervor, und man bekommt das Gefühl nicht los, als ob der Dichter nur aus äußerstem Widerwillen die Feder geführt, oder aber mit schlauer Berechnung gelobhudelt habe, mit einer hämischen reservatio mentalis seiner knirschenden Seele zurufend: „mundus", d. h. Herzog Karl Eugen und sein Anhang, „vult decipi, ergo decipiatur". Ganz deutlich tritt dies zu Tage in „Prolog und musikalischer Epilog am Geburtsfeste des Herzogs zu Württemberg 1782" [15]), welches Produkt auf dem Theater zu Stuttgart aufgeführt wurde. Schubart saß damals schon 5 Jahre auf dem Asperg, die Freiheit war ihm schon mehrere Male versprochen, aber nicht geschenkt worden. Gar nicht von Herzen kann dieser Prolog gekommen sein, da er selbst gesteht: .... „Und die Künstler m ü h e n sich zu tauchen ihre Pinsel in des Festes Licht". Und gar deutlich spricht etwas ganz anderes als Verehrung aus ihm, wenn es weiter unten heißt

„.... aber lauter (als Thalia und die vorher zitierten anderen Musen) sprechen
Tausend Arme durch ihr stummes Fleh'n,
Wenn mit Blicken, die durch Tränen brechen,
Der Erhörung sie entgegen seh'n".

Das ist allein tief empfunden am ganzen Gedicht und gefühlswahr, das andere ist erheuchelt, zum mindesten erkünstelt. Aber wie wenn er sich schämte, einen Schimmer seines Gefühles durch das Gewölk von Phrase und Konvention hindurchgelassen zu haben, schließt Schubart seinen Prolog mit einer kriecherischen Verbeugung, deren innere Unaufrichtigkeit deutlich in die Augen springt:

„Näher am Altare will ich knieen;
Denn, o Carl, wenn Kunstgefühle hier,
Wenn der Tugend höh're Triebe glühen,
Hier in dieser Brust; so dank' ich's dir!"

Mehr ironisch wirken in Schubarts Munde Lobworte für Karl Eugen, wie „Volksbeglücker", „Unser Vater, guter Carl, bist du!", oder wenn er sagt: „Der Tag, der ihn gebar, betrat im Strahlengange unser Land", noch mehr, da Schubart im genannten musikalischen Epilog Hulda, die „Schauerin der Zukunft", Serafina, die Tonkünstlerin, fragen läßt:

„Und wer erweckt in dir Gefühl
Für Tugend, Unschuld,

15) Kritisch-historische Ausgabe von Schubarts Gedichten von Gustav Hauff in Reclams Universum, Nr. 1821—1824, S. 89|90 ff.

Und für alles,
Was Menschen glücklich macht?
Nicht Er?“

Geradezu sarkastisch wirkt es, wenn der von seiner Gattin und seinen Kindern zwangsläufig getrennte Schubart ebenda den Dichter Selmar zu seiner Geliebten Serafina sagen läßt: . . . ,

„Daß ich dich lieben darf,
Verdank ich erst
Dem Lenker der Natur,
Und dann dem Fürsten,
Dessen Weisheit,
Dessen Fürstenhuld,
Uns wie verschwisterte Lauten
So harmonisch zusammenstimmte“.

Noch deutlicher spielt Schubart auf seine und seiner Kinder trostlose Lage an, wenn Hulda in demselben Epilog eine kleine Waise tröstet mit den Worten:

„Gott nimmt uns oft den Vater,
Damit wir's nicht zu sehr vergessen,
Dort droben wohn' ein Vater,
Der aller Kinder Vater ist.
Und daß er prüfe,
Eines Menschen Herz
Und guten Fürsten Anlaß gebe,
Bedrängter Waisen
Schutz und Vater zu sein.
Carl ist, ist dein Vater!“

Beinahe ist man versucht, hinzuzusetzen, da er dir deinen natürlichen Vater und Ernährer ungerecht eingesperrt hat, muß er pflichtmäßig für dich sorgen, dich nähren und kleiden.

In „Carls Name“,[16]) „gefeiert von der deutschen Schaubühne zu Stuttgart; am 4. November 1804“ herrscht gleich unechtes Pathos und Lobsingen, doch dringt durch die dichterische Schale der alte, nicht zu verheilende Schmerz über die immer noch nicht beendete Festungshaft mit den Worten:

„Leg' auf die Schale, die Menschen wägt,
Starre Bewunderung der Größe
Und blinzende Ehrfurcht vor Fürstenglanz
In die Schale;
Und in die andere laß
Einen Tropfen Herzblut thauen.

16) Hauff: Schubart: Gedichte S. 103|106.

Aufdonnern wird die erste Schale,
Niedergezogen vom Gewicht der andern:
O Carl! Carl!
Was wir dir geben ist viel,
Ist alles, ist alles (Pause) Ist Liebe!"

Man hat den Eindruck, als ob die von Schubart selbst eingefügte, pathetische, rhetorische Pause nicht nur eine solche ist, sondern eine Pause, in der sich sein ganzes Leid, sein zorniger Ingrimm in stummem Weh aussprechen wolle, nein, aufschreien und sagen, was wir dir geben, ist alles, ist alles, denn du nimmst es widerrechtlich; von Herzen als Gabe aber kommt nur unser nie verglühender, brennender Haß. Statt dessen setzt der Dichter das Wort „Ist Liebe", eine galante Verbeugung vor seinem Peiniger, gegen den Hass auszusprechen zu gefährlich ist. Und sicher ist es nicht nur Tribut an den Tränenkult seiner Zeit, wenn der Häftling weiter unten dichtet:

„So nimm denn unsern Dank,
Erhabner Carl,
Eine Opferschale voll Freudentränen!"

Es mag ihm bitter ernst gewesen sein mit den Tränen, wenn auch nicht mit solchen der Freude. Ebenso mag man es auch nicht als besondere Lobeserhebung ansehen, wenn es in dem Gedicht „Bei der Einweihung der Soldatenkirche zu Ludwigsburg"[17] heißt:

„Carl wählt sich Tempel und der Völker Herz
Zur ew'gen Katakombe"

und mehr als ironisch sagt Schubart weiter unten:

„Der Kläger selbst fühlt heut nur Himmelslust,
Aufs Tempelpflaster hingesunken".

Wenn er sogar Soldatenwaisen zum Lobe Karls niederfallen läßt, und meint, „Waisendank" und „des Armen Zähre" spreche lauter als „Psalmendonner" und fortfährt:

„Wer jedem Elend hilft, wer Gotteshäuser baut,
Braucht keinen Herold seiner Ehre!"

so schimmert der nackte Hohn doch gar zu deutlich durch das dünne Gewand eines phrasenklingelnden Byzantinertums.

Um seinen Peiniger nicht loben zu müssen, benutzt jedoch Schubart auch in seinen höfischen Gedichten jede Gelegenheit, so in dem Gedicht: „Bei Einweihung der Carls-Universität"[18], wobei für den Herzog eine Zeile abfällt, das ganze übrige Gedicht

17) G. Hauff *S.* 107.
18) G. Hauff 109.

sich aber mit dem eben erfolgten Tode Oetingers,[19]) dessen Kunde sich kurz vor dieser Feier verbreitete, befaßt. Gewiß war es in jener Zeit üblich, die regierenden Fürsten bei jeder Gelegenheit anzudichten. Daraus, wie es Robert Prutz Schubart gegenüber getan hat, aber jemanden, selbst einem Gegner des Fürsten, einen Vorwurf der persönlichen Charakterlosigkeit machen zu wollen, ist gewiß zu weit gegangen, da es sich um eine Art Poesie handelt, die eben reine Gelegenheitsdichtung und nur im Sinne einer offiziellen Formel zu verstehen war, höchstselten aber über diesen Zweck sich erhob. In dieser Art ist auch Schubarts „Epilog zu dem Testament von Schröder“[20]) aufzufassen, wenn auch am Schluß von der Fürstentreue der Schwaben rühmend gesagt ist:

„Doch, Völker, die mit unser'm Glutverlangen,
Mit uns'rer Lieb' und Treu' am Fürsten hangen,
Verzeih', o Carl, die findst du nie!“

oder wenn im „Willkomm“[21]) die „schöne Gruppe seiner Kinder“ (gemeint die Landeskinder) den Herzog Karl „mit Schimmerblicken flehen: „Verlaß uns nimmermehr!“ In gleich schwülstiger Lobesweise ergeht sich das Gedicht „An Prinz Ferdinand von Württemberg“, dem fünften Sohn von Karl Eugens Bruder und zweitem Nachfolger Friedrich Eugen. In zwei weiteren Gedichten „Oetingers Mantel“ und „Oetingers Totenmal“ befaßt sich Schubart mit obengenanntem Theosophen, setzt dessen Schüler, dem auch als Mathematiker damals bekannten Ph. Matth. Hahn, Pfarrer in Kornwestheim[22]) und Echterdingen, Schubarts Seelsorger während seiner Gefangenschaft auf Hohenasperg, in zwei Gedichten ein Denkmal:

1. An Hahn bei seiner Pfarrveränderung 1781
2. Auf Hahn's Tod (2. Mai 1790).

Beide sind durchtränkt mit Reminiszenzen aus der Apostelgeschichte und Apokalypse und in ihrer Art echte Gelegenheitsgedichte, denen es auch nicht an unfreiwilliger Komik fehlt, im zweiten z. B. durch folgenden Vergleich aus dem Tierreich, der durch den Namen Hahn eine etwas andere als ihm zugedachte Nüance erhält:

„Auch unser Hahn hat Tag und Nacht
Für seiner Heerde Heil gewacht,

19) Friedrich Christoph (1702—1782): prot. Theosoph, seit 1766 Prälat, beeinflußt von J. Böhme. Er hat sich um ein System, die Welt aus Gott zu begreifen, bemüht.

20) G. Hauff: S. 112 13 (in Vaterländ. Chronik 1789, S. 99).

21) G. Hauff S. 133, Vaterl. Chronik 13. V. 1789, S. 321.

22) bei Ludwigsburg.

Und selbst sein Leben nie gescheut,
Für seiner Schafe Seligkeit".

„Selmar an seinen Bruder" bringt die Klagen eines Mitgefangenen des Dichters, einen Apell an das Gefühl des Bruders, er solle aufhören mit seiner Grausamkeit, Mitleid haben,

„Denn ach, das Glück der goldnen Freiheit missen[23])
Heißt mehr als tot, heißt ein Verdammter sein".

Es handelt sich in diesem Selmar um einen Herrn von Scheidlin, der auf Betreiben seines eigenen Bruders von Herzog Karl Eugen wegen leichtsinnigen Lebenswandels seit 1759 auf Hohenasperg gefangen gehalten wurde. Durch eine insgeheim in die Kerkerwand gemachte Oeffnung diktierte ihm Schubart seine Lebensbeschreibung. Scheidlin kam fast zu gleicher Zeit wie Schubart wieder in Freiheit.

Ist im letztgenannten Gedicht schon des öfteren von Freiheit, Sklaverei, Kerkertod usw. die Rede, so bricht die Sehnsucht nach persönlicher wie auch politischer Freiheit ganz elementar hervor in dem auch an einen früheren Mitgefangenen gerichteten „Meinem Freund R. am großen Freiheitstage geweiht" (1781).

Auf das Prügelsystem damaliger Zeit, wie es Soldaten gegenüber gehandhabt wurde, spielen die Verse, die Schubart seinem Leidensgenossen zuruft, an:

„Siehst nicht mehr die Weidengerte
In des Kriegers Blut getaucht;
Nimmer siehst du, wie die Erde[24])
Von Verzweiflungszähren raucht."

Weitere Proben eines Lokalpatriotismus harmloser Art geben die „Grabschrift auf Johann Friedrich Stahl", einen Forstwissenschaftler an der Karlsschule, von dem Schubart, damals wieder frei, vorsichtig in Bezug auf Stahls politische Stellung nur notiert:

„Des Fürsten Gunst war ihm beschieden,
Er hatte Ehre, Ruhm und Gut";[25])

ferner „An Schiller" (1782), welches Gedicht eine dithyrambische Kritik von Schillers Anthologie auf das Jahr 1782 gibt und in einer Prophezeiung von der Größe des jungen Dichters, der Schubart auf dem Asperg einmal besuchte, begeistert redet. Soldatisches Heldentum eines Landsmannes hingegen feiert das Gedicht „An General von Bouwinghausen", der sich am 2. Oktober 1760 auf Befehl seines Herzogs, der am 7jährigen Krieg gegen

23) Hauff, S. 138—141: Gedicht von 1799.
24) Hauff S. 142.
25) Hauff S. 143.

Preußen teilnahm, durch eine äußerst schneidige Attacke, bei der über die Elbe geschwommen werden mußte (Treffen bei Trajun), gegen Kleist'sche Husaren und Schorlemmer Dragoner auszeichnete. Auch in diesem Gelegenheitsgedicht kann Schubart seinen demokratischen Grundzug nicht verleugnen, denn er sagt von seinem Helden:

„Ohne wie ein Neger dich zu bücken,
Warst du doch des Fürsten treuster Mann;
Nicht durch Sklavenbeugsamkeit im Rücken,
Durch dein Herz ihm untertan".

In einem anderen Gedichte redet er ihn an:

„Mann mit dem rasselnden Husarensäbel,
Dem Schnurrbart und dem sanften Geist"

und gibt damit das Bild eines Typs der damaligen Zeit, des im Grunde doch gutmütigen martialischen Haudegens von furchterregendem Eindruck.

Weniger angenehm wird es für den Dichter gewesen sein, seinen Kerkermeister auf dem Hohenasperg, den Kommandanten Philipp Friedrich von Rieger, der am 15. Mai 1782 plötzlich verstarb, und der als streng bekannt war, zu besingen. Aber er m u ß t e eben, da man seine dichterische Ader kannte, „im Namen sämtlicher Offiziere seines Bataillons" ein Trauerlied dichten und ob man die Zeilen:

„Gott selbst im Himmel lohn' es dir,
Was du uns hier erwiesen" [26]

nicht trotz der nachfolgenden Lobeserhebungen als zum mindesten zweideutig und doppelsinnig auffassen muß, dürfte nicht zu bezweifeln sein, besonders, da die erste strenge Kerkerhaft unter Riegers Regiment fiel. 1783 lieferte der Dichter, wohl auch nicht gerade aus aufrichtigem Herzen, das „Monument Herrn Philipp Friedrich von Riegers" im Stil und Sinne einer poetischen Grabschrift. (Nach „Biffart, Geschichte der würtembergischen Veste Hohenasperg", [27]) ist das „Monument" in den Grabstein der Kirche zu Unterasperg eingehauen, wo Rieger neben der Kanzel begraben liegt.) Desgleichen besang Schubart Riegers Nachfolger, den nur 2 Jahre den Asperg befehlenden Scheeler in dem Gedicht vom 26. III. 1784 „Auf den Tod des Generalmajors von Scheeler" [28]). Dieser kommt etwas besser weg. Schubart hatte damals schon größere Freiheit und eine gute Behandlung seitens des Kommandanten, sonst würde er auch kaum von ihm gesungen haben:

26) Hauff, S. 120—122.
27) Stuttgart 1858.
28) Hauff, S. 124|26.

„Plötzlich brach sein himmlisch gutes Herz;
Aber er, der keine Schmerzen machte,
Starb auch ohne Schmerz".

Das ist trotz des lobenden Stils jener Zeit eine Anerkennung für erwiesene Menschlichkeit. Auf den rasch verstorbenen Scheeler folgte als Befehlshaber auf Hohenasperg (1784—1804) General von Hügel, den der Dichter 1785[29]) gleichfalls verherrlichte, denn er sagt, wie viel er in „neun durchächzten Jahren" Harm ertragen; von dem er aber bekennt:

„Aber als du kamst, da kam die Güte,
Hügel, mit dir her,
Und die heiße Wunde im Gemüte
Fühlt ich kaum noch mehr".

Verteilt er so an einzelne Schwaben dichterisch Lob und Tadel, so bedenkt er sie auch insgesamt als Stamm mit poetischer Charakterisierung. „An die Schwaben" [30]) (1775) gibt seinen Landsleuten eine scharfe Lektion: er stellt die robusten, großen, starken Ahnen den „zärtlichen, winzigen" Nachfahren entgegen, die sich in Franzosennachäfferei gefallen in Sprache und Mode. Er schilt sie, daß der „Gauch und Tropf" mehr gelte, als der „Weise und der Kopf". Da, meint er, sei es kein Wunder, wenn Sachsen und Bremen verächtlich über die Schwaben denken und sie mißachten. In seinem „Schwabenlied" [31]) dagegen rühmt er die guten Eigenschaften seiner Landsleute, preist die Treue ihrer Frauen, ihre Redlichkeit, gerade Art, Gefolgschaftstreue und ihr Eintreten für Gott und Wahrheit. Jede Strophe gipfelt in dem Refrain:

„So herzig wie die Schwaben
Gibts halt nichts auf der Welt".

„Deutscher Provinzialwerth" (1787)[32]) rühmt die den Einzelstämmen charakteristischen Eigenarten. Alle werden ehrend genannt, „doch übertrifft sie alle weit der gute Schwab' — an Herzlichkeit".

Schubart blieben die Fesseln partikularistischer Engherzigkeit erspart. Doch mangelte ihm nicht das spezifisch schwäbische Selbstbewußtsein. Als 1774 eine Schrift erschien: „Die Ehre der Schwaben, aus der alten und mittleren Geschichte gerettet", zeigte er sie mit der fast zornig klingenden Bemerkung an: das sei unnötig, denn noch habe niemand eine Schande der Schwaben ge-

29) Hauff, S. 126—128.
30) Hauff, S. 143. Deutsche Chronik 1775 (S. 151).
31) Hauff, S. 144 (1788).
32) Vaterländische Chronik 1787, S. 284. Hauff S. 145.

schrieben. „Mannthaten zeugen vor uns, daß wir Deutsche sind: daß deutsches Mark unsere Knochen stähle, und deutsches Blut unsere Adern schwelle . . . . . " (Chronik 1774, S. 33 ff.). „Der Schwabe hatte von jeher das Eigene, viel zu tun, und wenig oder nur einsilbig davon zu sprechen" (Chr. 1790, 422). Doch ist Schubart durchaus nicht voreingenommen für die Schwaben: Denn als ihm einmal einer den Vorwurf machte, er nehme sich zu wenig seiner schwäbisehen Volksgenossen an, replizierte er mit bitterem Ernst: „Niemand wird geneigter sein, Schwabens Ehre auszuposaunen, als ich, sobald mehr Stoff vorhanden sein wird, als jetzt. Wenn aber unsere besten Köpfe fortfahren, auszuwandern; wenn unsere Gelehrten aus sträflichem Phlegma sich mit ihrer Pfründe mästen und nichts schreiben; wenn unsere Künstler durch schlechte Behandlung gezwungen werden, wie Taglöhner Holz zu spalten und Säcke zu tragen; wenn's jedem Phantasten erlaubt ist, frey unter uns zu wandeln, und das Volk am Narrenseil 'rumzuführen; wenn durch die elendesten Erziehungsanstalten die Seelen unserer Mitbürger hingemordet werden: was kann ich da sagen: Sprich, guter, bester Mann?" (Chronik 1776, 101).[33])

Die ganze Tragik damaliger schwäbischer Politik und Bedrückung aber bricht am elementarsten aus den von Situationen am meisten losgelösten Gedichten von bleibendem Wert, dem „Kaplied"[34]) und „Für den Trupp" hervor. Beide stammen aus dem Jahre 1787.

Ende Oktober 1786 begann die Werbung für die holländisch-ostindische Kompagnie, und am 27. Februar 1787, also $2^1/_2$ Monate vor Schubarts Befreiung (er wurde am 18. Mai 1787 aus der Festungshaft entlassen) bereits marschierte das erste Bataillon des Kapregiments, 898 Mann stark, aus Ludwigsburg ab, dem am 2. September des nämlichen Jahres das zweite folgte. Schiller hatte schon in „Kabale und Liebe" 1784 auf das Entsetzliche des Menschenhandels seines Landesherrn in der dramatisch und menschlich unerreichten Kammerdienerszene, II. Akt, 2. Szene hingewiesen. Schritt für Schritt gemahnte das drei Jahre später gedichtete Schubart'sche „Kaplied" an die Vorlage Schillers. Der Kammerdiener sagt zu Lady Milford: . . . . . „Die Herrlichkeit hättet ihr nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wütende Mutter lief, ihr saugendes Kind an Bajonette zu spießen, und wie man Bräutigam

33) Vgl. Diss. E. Schairer: S. 116.
34) Hauff, S. 109—112.

und Braut mit Säbelhieben auseinander riß, und wir Graubärte verzweiflungsvoll dastanden und den Burschen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt — — O, und mitunter das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören — —“ und weiter unten „Noch am Stadttor drehten sie sich um und schrieen: „Gott mit Euch, Weib und Kinder! — Es leb' unser Landesvater — Am jüngsten Gericht sind wir wieder da!“

Dazu die entsprechenden Stellen des Kapliedes:

„Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her; . . . . .
. . . . . .
„Dem bieten graue Eltern noch
Zum letzten Mal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund;
Und alles schweigt und alles weint,
Todtblaß von uns gewandt“.

„Und wie, ein Geist schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen stumm“.

„Ist hart! Drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarsch drein.
Der Abschied macht unssonst zu weich,
Wir weinten, kleinen Kindern gleich;
Es muß geschieden sein.

Wirkt Schillers Kammerdienerszene aufwühlend bis ins tiefste Innere durch ihre dramatische Wucht, so das ziemlich von ihr abhängige Schubartsche Gedicht durch das mit sanfterem, darum aber um so nachdrücklicher einwirkendem Element eines vorgeahnten und vorgefühlten Heimwehs, das den Kontrast zwischen dem, was verloren und dem, was um das Verlorene eingetauscht wird, mit noch größerer Bitterkeit fühlen läßt, als es die unterdrückte Wut, die blitzartig in das Drama bei Schiller hereinbricht aus der geduldigen Lakaienseele, empfinden lassen kann. Die gleiche wehvolle Stimmung durchzieht das fast zur selben Zeit gedichtete „Für den Trupp“ und der verhaltene Schmerz bricht aus den Worten:

„Ha, wenn wir die Spitze von Afrika sehn,
Und Winde vom Ufer im Federbusch wehn,
Dann jauchzen wir alle im Wonnegefühl:
Hell auf, Kameraden! nun sind wir am Ziel!“

So sehr Schubart auch bemüht ist, dem Ganzen durch eine Portion Galgenhumor einen freundlicheren, weniger düsteren Anstrich zu geben, die Wirkung bleibt nur eine erschütternde, tief traurige; man glaubt der barmherzig aufgetragenen Stimmung nicht, es ist ein in die Grimasse erzwungenen Lachens hineingebannte Hölle von Leid und Schmerz, denn nur das Gegenteil kann man denken und fühlen, wenn es heißt:

„Und wenn uns das Wasser des Meeres umfleußt
So gibt Gott Gesundheit und fröhlichen Geist“.[35])

Nicht das leichtsinnig fröhliche mit leiser Schwermut Gepaarte wie in den früheren Landsknechtsliedern ist das Dominierende, sondern das Zeitgeschichtliche, Politische, lokal Bedingte, der Hass gegen den Tyrannen und das fäusteballende Geständnis der eigenen Ohnmacht.

b) Politische Dichtung im Hinblik auf Oesterreich.

Doch nicht nur mit der politischen Lage seiner eigenen engeren Heimat befaßte sich Schubarts Poesie, auch andere deutsche Staaten zog der Dichter in den Bereich seiner Muse. Einem großdeutschen Staatsideal unter Oesterreichs Führung gilt seine Neigung. Er schwärmt für Josef II. von Oesterreich. Schon Maria Theresia war von Schubart verehrt worden als „eine der ersten Büsten im Tempel weiblicher Hoheit“, als gutherzig, fromm und edel. Josef II. ist ihm besonders wegen seines Eintretens für das Humanitätsideal und für die Aufklärung lieb, wegen seiner demokratisch gerichteten Reformen, wie Aufhebung der Leibeigenschaft, Abschaffung der Folter, Einführung von Religions- und Preßtoleranz. Er ist ihm der „Menschenfreund, der Weise, der Gerechte“.[36]) An Neujahr 1788 ruft ihm der Leitartikel der Chronik zu: „Auf dich blickt Germania, und nennt dich — nicht ihren Beherrscher, sondern ihren ersten Bürger“.[37]) Schubart kann nicht verstehen, daß man Josef nicht gern haben könne: „Wenn man am Bilde Josefs weilt und bedenkt, was er schon alles tat; wie er so kühn dem hierarchischen Drachen auf den Kamm trat; wie er die Gewissen entfesselte; wie er die Duldung

35) Hauff, S. 111|112.
36) Chronik 1775, 441.
37) Chronik 1788|3.

so liebevoll, als wär's seine Braut, unter sein Volk führte; wie er Licht und Recht und Vaterlandsgeist und Freiheitssinn und Wissenschaft und Kunst in seinem weiten Reiche verbreitete; wie er seinen Riesenpfad ging, und die kleinen Schreier um sich her nicht achtete; wie er alles selbst sah, selbst wog, und wie einer der vier Lebendigen in der Apokalypse tausendäugig in die Nähe und in die Ferne schaut; wie er deutsche Sprache, deutsches Herz und deutschen Geist über alles schätzt; und wie er nun sein Leben groß und mutig dem Grimm der Barbaren ausselzt:[38]) so muß man erstaunen über die Undankbarkeit, womit ihn jetzt so viele tausend Deutsche, und selbst viele seiner Untertanen lohnen" (Chr. 1788, 326ff.).[39]) Namentlich hatte es Schubart Josefs II. Stellung zur Kirche angetan. Charakteristisch für Schubart nach seiner Aspergzeit ist es aber, wie er die Meldung von der vor seinem Tode erfolgten Bekehrung des Rationalisten Josef aufgreift: „Auch Josef war ehemals vom Irrgeist der Zeit angesteckt; er kam aber, sonderlich aber in den letzten Jahren seiner Regierung, zu jener lichten Ueberzeugung, die nun seine Kraft in der Schwachheit ist" (Chr. 1789, 417). Und: „Wer Josefs und Friedrichs Todesstunden miteinander vergleicht, der wird wünschen, lieber wie jener als wie dieser gestorben zu sein" (Chronik 1790, 178); Schubart war nämlich auf dem Asperg von einer gewissen religiösen pietistischen Schwarmneigung ergriffen worden, die aber trotz seiner vielen damals verfaßten Lieder der Buße und des Glaubens mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen den Stempel des Anempfundenen und weniger das Merkmal des Empfundenen in sich birgt. Gewiß, Schubart war gemäßigter geworden. Das bezeugt auch die große Verehrung, die er Josefs Nachfolger, Leopold, schon als er noch Großherzog von Toscana war, zuteil werden läßt, trotzdem dieser zu teilweiser Restitution vorjosefinischer Zustände sich herbei läßt. Leopold, meinte Schubart, gehe Josef gegenüber den goldenen Mittelweg. Sagt er ja in der Chronik 1790, 787: „Nicht durch Meisterstreiche des Genies, sondern durch den ruhigen Gang einer Politik, die sich immer gleich blieb, ist Oesterreich groß geworden. In diesen Gang, von dem Josef merklich abwich, lenkt Leopold wieder ein".

In dieser Richtung dichtete Schubart schwungvolle Lobgesänge auf Oesterreich, Franz I., Josef II., Laudon, Leopold, deren Mehrzahl in der „Vaterländischen Chronik" und „Chronik" erschienen

38) Gemeint Josefs II. Türkenkrieg 1788, in den er durch russisches Bündnis verwickelt wurde und den er seinem Nachfolger Leopold zur Austragung überlassen mußte.

39) Vgl. Diss. Schairer: S. 124, 127 ff.

ist. Das Jahr 1765 brachte die Ode „Der Tod Franciscus des Ersten, römischen Kaisers". Es ist, wie die meisten Schubart'schen Lobgedichte, ganz im Stil und in der Sprache Klopstocks gehalten, dessen Einfluß auf Schubart Wilhelm Brüstle in seiner Dissertation von 1917 nachgewiesen hat an Hand des Messias und der Oden[39*]). Schubart nennt da Franzens Thron den ersten Thron Europens, Maria Theresia ist die „Königin der Frauen", Josef „der Beste der Söhne". Franz ist ihm noch „der Deutschen Haupt". Zeus und die ganze Mythologie, Heidnisches und Germanisches mit Christlichem gepaart, wie es ja auch in der Klopstock'schen Poesie der Brauch ist, wird zum Preise des Kaisers in Bewegung gesetzt. Das Familienleben der kaiserlichen Familie wird als Beispiel hingestellt:

„Die Tugend schrieb in ihren Tempel,[40])
Auf goldner Tafel hängt es da:
Der Ehren größestes Exempel
Ist: Franz—Theresia".

Ferner rühmt er Franzens Herablassung zu seinen Unterthanen mit den Worten:

„Hallt Nationen! Hallt Provinzen!
Das Lied von Franzens Gnade nach.
Der mit dem Bettler, wie dem Prinzen,
Mit eines Vaters Miene sprach".

Doch in das Lob auf den Toten mischt sich bereits der Preis des neuen Herrschers:

„Doch Josef kommt! Erquickend wie das Licht" und
— — — — — — — — — — — — — — — —
Hört es, und jauchzet, ihr Brüder!
Zwar schlug ein Blitz die höchste Zeder nieder;
Doch, heulende Gebirge, schweigt!
Seht! Wie ein andrer Wipfel aufwärts steigt,
Und kühle Schatten wallen nieder".

In „Der Kroaten Willkomm an Laudon" jubelt er dem alten Haudegen und österreichischen Nationalhelden entgegen, nennt ihn „Führer zu Taten", „Held", „Vater Laudon", „Vater und Freund", „Meister im Krieg", „Grauer Held", und schließt:

„Mit dir, o Held,[41])
Würden Kroaten es wagen,
Sich mit dem Teufel zu schlagen;
Ständ er im Feld!"

39*) Wilhelm Brüstle: Klopstock und Schubart: Beziehungen in Leben und Dichten. Diss. 1917. Augsburg 1917 Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei von Gebr. Reichel.

40) Hauff, S. 146—153 (1788, Vaterländische Chronik S. 593.)

41) Hauff S. 153|154 Vaterländische Chronik, S. 593.

„An Laudon“[42]) schildert den greisen Feldherrn als besten Arzt des erkrankten Josef II., wenn er mit der Meldung vom Türkensieg an das Lager des siechen Kaisers trete. Er nennt ihn den, „dem in grauer Locke der Lorbeer weht“, vor dessen Namen „der Türken Schwarm flieht“, vor dem „der stolze Bassa aus Berbir weicht“. Aus dem „Oesterreichischen Siegeslied, Foksan“ 1789[43]) klingt das jahrhundertealte Kriegserlebnis und die Freude, den Erbfeind der Donauländer zu schlagen, heraus. Ein gut Stück allgemein deutschen Nationalgefühls kommt hier zum Ausdruck. Herzlich gemeint ist „Wiens Willkomm an Kaiser Josef“; er, „Vater Josef“, der „Stolz der Welt“ wird um seiner Tapferkeit willen also angeredet:

„Oft bebten wir, denn ach! aus unsern Armen
Riß'st du dich los,
Verachtetest den Flug der Türkenpfeile
Und wieglest dich im stürmenden Geheule
Der Kriegsgefahren groß“.

Doch wird dem Kaiser nahe gelegt, in der Mitte seiner Wiener zu bleiben, sich zu schonen, um sich seinem Lande zu erhalten, wie es ergreifender und einfacher, in schlichterer Form im „Gebet eines alten Soldaten um Josefs Genesung“[44]) mehr liedhaft ausgedrückt wird:

„Großer Gott in deinem Himmel,
Ueber alles hoch erhöht;
Herrscher über Fürstenthronen,
Kaiser aller Nationen,
Höre mein Gebet!

Josef, unser guter Kaiser,
Ist in tödtlicher Gefahr!

— — — — — — — — — — —

Wunden haben mich entkräftet,
Meine Knochen sind schon mürb;
Meinst ich zittre vor dem Tode?
Nein, sprich nur, du Gottesbote;
Alter Krieger, stirb!

Laß nur unsern Josef leben!“

42) Hauff, S. 154/55 Vaterl. Chronik, 1789, S. 504.

43) Hauff, S. 155 56 Vat. Chronik 1789 S. 561. Foksan = Focsani: gemeint ist der Sieg der Russen und Oesterreicher unter Suwarow u. d. Herzog v. Coburg über d. türk. Seraskier Mohammed Pascha, 1. Aug. 1789.

44) Hauff, S. 157 Vat. Chronik 1789, S. 281.

Leider sind auch in dieses einfache Gedicht Klopstock'sche Pathetik und Schwulst eingedrungen, und Ausdrücke wie „Völkervater", „der auf seinem Atlasrücken Lasten ganzer Welten trug", „Adlerschnelle" „Flammenschwert", machen einen reinen Genuß illusorisch. Mehr angebracht ist dieses Pathos in „Laxenburg",[45]) das den Charakter eines schwungvollen Lobliedes trägt. Es ist ein Dialog zwischen einem Wanderer und einer Himmelsstimme, die den auf einer Rasenbank sitzenden kranken Kaiser heimlich beobachten und von ihm und seinen Taten reden. Einleitend trauert die ganze Natur des Schloßparkes, Baum und Strauch und Vögelein wie die Marmorbilder um den Fürsten, der wert ist, „zu den Fürsten", die der „Zeiten Stolz", „der Menschheit Ehre waren", „beim Sternenklange" geführt zu werden, wie die Stimme zum Wanderer sagt, der darauf, erschrocken, kindlich und naiv-treuherzig meint:

. . . „Engel Gottes, laß mich mit ihm sterben;
Innig lieb ich meinen Kaiser. Ach, das Leben
Ist mir ohne Josef — Tod!"

Im „Gebet um Josefs Genesung"[46]) fleht der Dichter des Kaisers verstorbene Mutter Maria Theresia „Maria's Freundin hoch am Thron" an, „vor aller Engel Ohren" für ihren kranken Sohn zu bitten.

„An Vienna" 1790 (Chronik S. 31) bringt die Klage der Kaiserstadt Wien um den verstorbenen Herrscher. „An mein Vaterland" preist sein deutsches Vaterland;

„Heil dir! dein Kaiserkronengold
Gabst du dem König Leopold;
Wie groß ist er, wie gut!"
— — — — — — — — — — —
„Wenn du ein deutscher Bürger bist,
So jauchze laut! dein Kaiser ist
Theresens weiser Sohn".

Er rühmt ihn unter anderem als Ueberwinder der durch Josefs überstürzte Reformen heraufbeschworenen Gärungen im innerpolitischen Leben Oesterreichs:

„Der Aufruhr, dessen Schwefelhauch
Die Herzen wild beflammt,
Flieht aus Thuiskons Eichenhain
Vor Leopold, zur ew'gen Pein
Im Höllenschlund verdammt".

45) Hauff: S. 158, 1789 Vaterländ. Chronik.
46) Hauff: S. 159|160: Chronik 1790 S. 19.

Dem Lobgedicht auf die Inthronisation des Monarchen fügt Schubart noch folgende Notiz bei, die zeigt, wie sehr seine Poesie mit seiner Zeitung verbunden war: „Geschehen ist nun, was ganz Deutschland mit jedem heißen Wunsche verlangte, Leopold, der unsterblichen Theresia Sohn, des großen Josefs Bruder, Leopold, der Weise, der Menschenfreund, der Christ, ist Deutschlands Kaiser".

„Zwei Urnen"[47]) gibt im zweiten Teil einen kurzen Lebensabriß Josefs II., während der erste Teil „Elisa, Württembergs Stolz, Austriens Hoffnung" gewidmet ist. Schubart selbst gibt zu diesem Namen folgende Bemerkung in der Chronik: „Tochter Friedrich Eugens von Württemberg, und der Friederika, Sophia, Dorothea von Brandenburg-Schwedt; Gemahlin des Erzherzogs Franz, eines Sohnes Leopolds II. Sie verschied am 18. Februar 1790 in den Armen ihres Gemahls, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte, die ein und einhalb Jahre nach der Mutter starb". „Der dreizehnte März, Eine Phantasie", 1790, schildert das erste Geburtstagsfest Josefs II., das er mit den ihm im Tode vorausgegangenen Eltern und der eben genannten Elise feiert, ein Gedicht, das mit einem Gebet für Leopold und Oesterreich endet, auf welches der Herr die Antwort gibt „im Cedernschatten" unter Säuseln:

„Ich bin der Herr! Bin Euch, bin Leopold,
Bin Oesterreichs Samen ewig hold".

In Schubarts Sympathie aber muß sich Leopold noch mit dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden teilen, den Schubart in seiner Chronik von 1789, 71, einen „weisen und guten" Fürsten nennt, da er „der schädlichen Neuerungssucht wie der lächerlichen Aufbewahrung grauer Vorurteile gleich gram" ist.

c) Politische Dichtung im Hinblick auf Preußen.

Mehr aber als alle anderen preist der Dichter Friedrich den Großen und Preußen, die damals im Vordergrund des politischen Geschehens standen. Sein Bestes ist der ganz in Klopstocks Manier gedichtete Hymnus „Friedrich der Große"[48]) vom März 1786. Er zitiert die Sänger des Preußentums, Kleist der für Friedrich mit der Harf ins Blut stürzte", Gleim mit seinen Grenadierliedern, Ramler und die Karschin, „deren Gesang wie Honig von den Lippen der Natur träuft". Schwungvoll hebt er Friedrichs Kriegstaten gegen Oesterreich, Rußland, Schweden, Frankreich und die gegen Preußen verbündeten deutschen Fürsten und Städte hervor,

47) 1790, Chronik. S. 145.
48) Hauff, S. 165 ff.

erwähnt die Episode des füsilierten Katte, Friedrichs Antimachiavell, wie seine Virtuosität im Flötenspiel, setzt ihn „den Helden der Vorwelt", „Hektor, Achill, und Cäsar und Julian" gleich, nennt ihn „Friedrich Wodan", Schlesien „seiner Krone köstlichstes Gestein". Er geht von seinen Kriegstaten über zu den Werken, die er im Frieden schuf, heißt ihn „Friedrich Herrmann", wünscht sehnlich, daß des Reiches Führung an ihn und Preußen übergehe und läßt, am Schluß nochmals alles zusammenfassend, Gott zu seiner Seele sagen:

„Du (Friedrich) schwurst im Drange der größten Gefahr,
Als König zu denken, zu leben, zu sterben!
Und Wort hast du gehalten.
Man bring ihm die Krone,
Die leuchtender strahlt,
Als alle Kronen der Erde!
Denn Friedrich, meines Lieblings Geist,
Ist's wert, ewig Kronen zu tragen".

Gar zu viel Ehre aber tat er dem Preußenkönig an, wenn er ihm die Worte in den Mund legte:

„Sprecht eure Heldensprache stark und rein!
Schlürft aus der Krystallquelle,
Draus Griechenland und Latium geschlürft!
Macht durchs Geäffe weicher Auslandssitte
Erzne Knochen nicht zu Marzipan!",

besonders wenn man die Taten in Betracht zieht, wie wenig entgegenkommend Friedrich II. von Preußen deutschen Dichtern, wie Lessing, sich erwies und wie er alles Französische in Kunst und Literatur bevorzugte, namentlich durch Berufung Voltaires an seinen Hof.

„Friedrichs Tod" geht noch über Klopstock hinaus, ja überträgt, wie auch das erstgenannte Gedicht, den Messiasstil auf das profane Gebiet politischer Verherrlichung und Lobrednerei. Inhaltlich wird nochmals das Leben des großen Friedrich rekapituliert. Friedrich ist „der Einzige", „der Erdengott", „der Völkervater" „Preußens zweiter Schutzgeist". Alle seine Taten werden aufgezählt, er heißt „Friedrich der Unerreichbare", „Borussia" ist die erste unter Germaniens Töchtern. Der Hymnus auf Friedrich den Großen hatte einen ungeahnten Erfolg. Am Tage der Ausgabe wurden von einem in Berlin veranstalteten Einzeldruck 7000 Exemplare verkauft; eine Wache, die man vor das Haus des Buchhändlers postieren mußte, konnte kaum den Andrang der Massen parieren. Eine wahre Schubartbegeisterung ergriff die Nation. Diesem Gedicht hat Schubart auch seine Freiheit zu ver-

danken; denn nun legten sich Personen der königlichen Familie und Friedrichs Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., selbst für Schubart ins Mittel; am 11. Mai 1787 erschien Karl mit Franziska auf der Festung Hohenasperg und erklärte plötzlich bei der Parade: „Schubart, er ist frei!“ Vorausgegangen war allerdings schon 1786 auch ein Gedicht „An Friedrich Wilhelm II. „anläßlich seiner Thronbesteigung, dem er zuruft, nur mutig das Erbe seines großen Oheims anzutreten und ihn aufmuntert:

. . . „betrachte ruhig den Giganten,
Schau dem Großen, schau dem Allbekannten
Unverwandt ins Sonnenangesicht,
Aber Wilhelm — zittere nicht!“[49])

Außerdem richtet Schubart 1788 und 1790 mehrere Gedichte an den preußischen Minister des Auswärtigen, Hertzberg, der unter den beiden genannten Königen diente, preist in „Er“ seine Geistesgröße mit des Herzens Güte ganz in Eins verflößt“, lobt ihn ob des Reichenbacher Vertrages, in dem er sich Oesterreich näherte als „Schaffer des Friedens“. Zu weiteren Lobgedichten gehört „Prinzessin Friederika von Preußen in Pyrmont“; der alte Ziethen bekommt die ihm als tapferem Reitergeneral gebührenden Epitheta: „Ein deutscher Mann, ein Held, ein Patriot“. „Gutes und Schlimmes“ ermahnt zum Frieden und lobt den Oesterreicher Leopold und Friedrich Wilhelm II. ob der schon genannten Uebereinkunft von Reichenbach, wendet sich aber auch an Potemkin, „nicht ewig die Keule des Todes unterm Schlachtengeheule“ zu schleudern, und nennt den Krieg einen „Höllennachtgefährten“. „Vaterland“ ermahnt den Oesterreicher, und den Preußen, sich im Interesse des Vaterlandes nicht zu bekriegen, dafür aber dem „Aufruhr, den die Höll' herauf gesandt, die Nationen zu erregen“ entgegenzutreten in gemeinsamer Abwehr, tritt also für eine Art Bündnispolitik der zwei deutschen Rivalen ein, ahnt aber eine blutige Auseinandersetzung voraus in den Versen:[50]);

„Schon hör ichs, wie der Brennen blaue Schar
„Daher mit Donnerschritten schreitet,
Von ihrem Schützer unsichtbar,
Von Friedrichs Geist begleitet“.

---

49) Hauff S. 178: diese und die folgenden Gedichte finden sich alle ausschließlich in den Chronikjahrgängen: „Er“: 1788. S. 674; „Prinzessin Friederika ....“ 1788, S. 379, „Ziethen“ 1789; „Vaterland“ 1790, S. 201, „Preußenlied“ 1790, S. 457; „An Hertzberg“ 1790, S. 514; „Hertzberg“ 1790, S. 594; „Gutes und Schlimmes“ 1790, S. 608; „Friedrich der Große“ 1791, S. 473 „Der Reichsadler“ 1799.

50) Brennen = Preußen.

„Gleich Meereswogen wälzt ein weißes Heer[51])
Den blauen Schaaren sich entgegen
Die Pulverwetter drohen schwer
Mit mördischen Schlägen",

und zum Schluß läßt der Dichter Deutschland zu Gott flehen:

„Gott gebeut dem Kampf der schwarzen Aare,
Daß er kurz und minder blutig sei.

Fast zu gleicher Zeit entstand das „Preußenlied", wahrhaft erfrischend in seinem fröhlichen Kampfton und so recht im Sinne Fritzischer Grenadiere gedichtet, so wenn er die Preußen apostrophiert:

„Seht nicht der Feinde Menge an,
Denkt nur an Tod und Sieg!
Habt ihr nicht Wunder einst gethan
Im siebenjähr'gen Krieg?

„Wenn's um euch kracht, wenn's um euch blitzt:
So weicht nicht, denket doch:
Der Gott, der damals euch beschützt,
Der alte Gott lebt noch".

„Des alten Fritzen Geist ist ja
Um euch — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
Und ruft: 'Ihr Preußen steht!

— — — — — — — — — — —
Kein Preuße scheut die finstre Schlacht,
Kein Preuße schont sein Blut!

Und auf das kommende Führertum des norddeutschen Staates weisen die Worte in „Friedrich der Große".

„Groß war der Geist der Preußen,
Groß wird er immer sein".

Doch wieder überkommt den Dichter der Schmerz über den Konflikt Preußen-Oesterreich, der sich bis zur kriegerischen Lösung von 1866 hinziehen sollte, in „Der Reichsadler", in dem er sich mit der Frage des Doppeladlers befaßt, die zwei Köpfe zur Eintracht mahnt, aber von ihrem Streiten untereinander meint:

„Warum sie aber uneins sind,
Begreift beinahe ein kleines Kind;
Sie sind entzweit in dem gemeinen Falle:
Was eine Kralle packt, packt auch die andre Kralle!
Drum zerren sie so jämmerlich — —
O Vaterland, wie daurst du mich!"

51) weises Heer = von der teilweisen Uniformierung der Östereicher mit weißen Reitermänteln.

Preußenbewunderer war übrigens Schubart schon von seinem Vater, dem biederen Gastwirt in Aalen, her[52]) Daß er durch preußische Vermittlung Friedrich Wilhelms II. vom Asperg befreit wurde, erklärt die schon zitierten Uebertreibungen und die manchmal naive Unwahrheit nicht nur in den genannten Gedichten, sondern vor allem auch in der bedingungslos preußischen Haltung speziell der nachaspergischen Chronik; z. B. „S'ist doch schrecklich, was der König von Preußen vor ein Mann ist. Man schwindelt hinauf nach seinem Kolossenbilde, ohne es jemals ganz zu fassen. In der Nacht der Verborgenheit tut er Wunder, die der Nachwelt ein Rätsel sein werden."[53]) Friedrich der Große ist ihm ein Mann, „der soweit über seine Zeitgenossen hinausreicht, daß er, wie einsam, dasteht und niemand findet, dem er die Rechte bieten und sagen kann: Du bist mein Geistesbruder!"[54]) Ferner: „Friedrich ist der Name eines ganzen Jahrhunderts, und wird noch fortwirken, wenn er schon lange gestorben ist".[55]) Einmal ruft Schubart emphatisch aus: „Wer muß nicht in Bewunderung und Staunen ausbrechen über den großen, immer unruhigen, immer thatensinnenden Geist dieses außerordentlichen Monarchen — dieses Weltenlenkers!"[56]) Doch Schubarts deutsches Empfinden läßt ihn selbst diesem Heros und Vorbild der Größe gegenüber scharfe Töne finden, besonders gegen Friedrichs Vorliebe für französische Literatur und Bildung und gegen seinen religiösen Indifferentismus. Auch ist ihm Friedrichs Atheismus ein „finsterer Fleck in seinem Lichtbilde", und seine Aeußerungen über Religion sind Schubart „das, Kleinste, Schlechteste, Unreifste, was jemals Friedrich der Große dachte oder schrieb". Doch gleich wettert der Gemütsmensch wieder gegen alle, die über Friedrich auch nur das Gleiche, wie er, sagten: „Wann werden doch die österreichischen Schriftsteller einmal aufhören, sich unter die Frösche zu mischen und den olympischen Jupiter anzuquacken?"[57]) Trotz Schubarts Dankbarkeit merkt man an dem Lob für den Nachfolger des großen Fritz die Uebertreibung, das Künstliche, Geschraubte, Unwahre heraus. Er tadelt auch später Friedrich Wilhelms II. Versäumnisse, er „verpasse die besten Gelegenheiten". Besonders zieht der demokratische Schwabe los gegen eine gewisse Kamarillawirtschaft am Berliner Hofe, gegen die sächsischen

52) Vgt. Diss. Schairer S. 117 ff.

53) Chronik 1774. S. 389.

54) Chronik 1790, S. 187.

55) Chronik 1776, 89.

56) Chronik 1776, 331. Man sieht, wie auch in Schubarts Prosa Klopstockisierender Stil eingedrungen ist.

57) Chronik 1789, S. 352.

Günstlinge des Königs wie Beier, Bischofswerder, Wöllner, Werther. Doch gegen früher ist nach dem Asperg die Kritik vorsichtig geworden.

d) Allgemein deutsche politische Dichtung.

Neben den zwei deutschen Großstaaten vergißt der Dichter durchaus nicht, seine Gefühle der allgemein deutschen Politik, dem Vaterlandsgedanken und seinen Auswirkungen, den Fragen des Adels, Fürstentums, der Nation uud so weiter zuzuwenden, und es ist erstaunlich, wie modern und zeitgemäß noch heute Gedankengänge anmuten, die vor 140 Jahren ein Schubart zum Besten gab. Das ganze chaotische Wirbeln seiner Zeit bricht aus seiner vulkanischen Seele hervor, wenn auch oft gedämpft von nüchternem, hausbackenem schwäbischem Ueberdenken der verschiedenen Für und Wider. Es ist manchmal fast drollig, diese „Widersprüche" in Schubarts Wesen zu verfolgen. Doch lag nicht alles in seinem wechselhaften Aprilencharakter, der heute jauchzte, morgen zu Tod sich grämte. Auch sein Temperament war zeitbedingt, gebunden an die Strömungen seiner Gegenwart. Er konnte einfach hier seine Vorsätze der Wahrheit und des Freimuts, sein Gelübde vom Neujahr 1775 nicht restlos erfüllen. Darum erinnert er in seiner Chronik immer wieder daran, daß es ihm nicht zukomme, ein Urteil zu fällen,[58]) er dürfte eben nicht alles sagen, was er möchte,[59]) er schreibe eben nicht im Freistaat Hamburg, oder in Straßburg[60]) und er beneide die englischen Zeitungsschreiber, die freimütig schreiben dürften[61]). Auch bemerkt er einmal in einer Anmerkung: „Raum zu einem Kommentar, der aber in Boston geschrieben werden muß"[62]), oder er benutzt die Spitzmarke: „aus einer morgenländischen Zeitung".[63]).

Immer und jederzeit tritt Schubart für ein allgemein deutsches Nationalgefühl ein in seiner Poesie und in seiner poetischen Prosa. Auch hiervon finden sich die meisten seiner Gedichte in seiner Deutschen Chronik. Scharf tönt uns entgegen sein Aufruf in „Aus einem Briefe Schubarts an Klein in Mannheim":

„Stürzt herunter das Kolossenbild
Fremder Barbarei!
— — — — — — — —

58) Chr. 1774, S, 389.
59) Chr. 1775, 66.
60) Chr. 1774, 240.
61) Chr. 1774 S. 277, 1775. 33.
62) Chr. 1775, 586.
63) Chr. 1775, 593.

Führ den Jüngling an den Trümmern
Stolz vorüber — — — — — —

Er möchte damit sagen, Freiherr Anton von Klein[64]) möge sich einsetzen gegen das immer mehr andringende Welschtum und er lobt ihn, daß er deutsch denkt und lehrt, mit den Worten:

Und die Wellen von dem alten Rhein
Schlagen Beifall brausend drein,
Wenn der Lehrer Klein
Deutsche fleht, sie sollen Deutsche sein" (Hauff, S. 197)

Für das Deutschtum gegen Vaterlandslosigkeit wehrt sich „der Patriot und der Weltmann", das mit den frischen Versen beginnt:

Wie lieb ich dich, mein Vaterland,
Wo ich den ersten Odem zog,
Und frische Lüfte atmete;
Wie lieb ich dich! Wie lieb ich dich!

Scharf wendet Schubart sich gegen den damals so vielfach geübten Grundsatz „ubi bene, ibi patria" und ruft jedem zu, der diesem Leitsatz huldigt:

„Fleuch hin zur Krippe, draus du frißt,
Und nenne sie dein Vaterland".

In „Physiognomik der Todenschädel" vergleicht er zwei Totenschädel. Der Genius „der um das Beinhaus schwebt" sagt von dem kräftigen, robusten Kopf: „Es war ein Deutscher, der naturgemäß gelebt", indeß er von dem leichten, zierlichen sagt: „Wer war denn dieß"? und gleich die Antwort erteilt: „Ein Geck aus Paris"!. Der „Neujahrswunsch" von 1776, auf dem Ulmer Münster gedichtet, bringt unter anderem die Klage von

„Patrioten, die am Eichenstamme
Mit gesenktem trüben Blicke stehn:
Ach sie sehn mit unterdrückter Flamme
Deutsche Sitt' und Freiheit untergehn".

Er fleht weiter zu Gott:

„Laß mein Vaterland, mein Vaterland,
Unsern Kaiser! Laß die Fürsten leben,
Dir nachahmend, ohne blut'gen Zwist".

und preist fernerhin Klopstock als den Dichter „von deutscher Biederherzigkeit", wünscht zum Schluß nichts anderes, als „beweht von Gottes Flügel" „sein liebes Vaterland" zurückzulassen. Gleichfalls gegen Ausländerei wendet sich „Deutsche Nachäfferei" be-

64) Verfasser des Lebens großer Deutscher, des Singspiels „Günther von Schwarzburg". Herausgeber des pfälzischen Museums etc. lebte von 1748-1810 war zuletzt Professor der Dichtkunst zu Mannheim, 1764 Jesuit, trat (noch nicht Priester) nach Aufhebung des Ordens in die Welt zurück.

sonders gegen die Franzosenbevorzugung und den Kult ihrer Sprache, die der Deutsche

„Gern statt seiner eigenen spricht,
Nur daß er sie zu öfters radebricht".

Etwas zu sehr in das Bardenhorn stößt „Deutscher Beruf", „Der deutsche Geist" und „Kunstgespräch". Auch in dieser Manier ergeht sich „Deutsche Freiheit" (1786)[65]), worin Schubert sich gegen Ende seiner Haft nochmals mit der ganzen Bitterkeit seiner gekränkten Seele ausläßt und eher manchmal die Tuba der Revolution ertönen läßt, statt der reinen Klänge echter Vaterlandslandsbegeisterung, so wenn er sagt:

„Aber hier bist du nicht, wo Gallioten,
Wie Vieh an Karren gespannt,
Mit Ketten vorüberrasseln; —
Hier, Göttin, bist du nicht,

Wo die starre Verzweiflung
Am Eisengitter schwindelt;
Wo des Langgefangnen Flüche
Fürchterlich am Felsenbauche hallen".

Dann geht er dazu über, die Freiheitskämpfe gegen die Türken, Römer und die kirchliche Reaktion anzuführen und endet pathetisch also:

„Heilige Freiheit, verzeih es dem kühneren Frager;
Ist sie bald verströmt, die schreckliche Wolkennacht?
Vollendet Josef im Harnisch,
Was Luther begann in der Kutte?

Ha, vielleicht ist sie da, göttliche Freiheit,
Die heilige Stunde deiner Erscheinung!
Schon donnert in Thiuskons Hainen
Dein Feldgeschrei: Der Deutschen Bund!

„An den Frieden"[66]) (1788) gibt seinen Widerwillen gegen den Krieg wieder und trauert dem entfliehenden Frieden nach, indes „Mars an die Welt"[67]) von dieser sagt:

„Klein wird sie in des Friedens Schoß
In meinem aber wird sie groß".

„Europa an Mars" hingegen nennt Mars ein „Ungeheuer" einen „Mörder des Sohns und Bräutigamwürger" dem der „Sterbenden Blutathmen, Röcheln und Keuchen" Musik in den Ohren ist. „Der sterbende Patriot" will nicht mehr leben, da „sein liebes Vaterland immer tiefer hinabsinkt", weil:

65) Dieses und die vorigen Hauff. S. 195 ff.
66) Vat. Chronik S. 544.
67) Vat. Chronik 1788 S. 554.

„Auslandsliebe, Weiberweichlichkeit,
Freches Knieen [68])
Vor dem Götzen unsrer Zeit"

das „arme Vaterland entweiht" hat. Zuversichtlich hingegen gebärdet sich „Vaterland" [69]) das in etwas großsprecherischem Barden. ton also schließt:

„O Vaterland, Vaterland!
Wenn der Weltreiche Aeser um dich liegen;
Dann noch wirst du stehen — und herrschen!"

Die besten der vaterländisch—politischen Gedichte sind „Deutscher Spruch" von 1789 und „Der Deutsche" von 1790, beide in der Chronik zu finden. In diesen charakterisiert er die Deutschen als Männer der Tat, nicht von langem Warten und Reden, sondern von starkem Gefühl, grad, treu und ehrlich, die denken, wie sie sprechen. Satirisch hingegen betont sein „Deutscher Freiheitsgeist" die Feigheit des gewöhnlichen Bürgers, wenn es ernst gilt. Das Gedicht hat einen Zug ins Humoristische. Es lautet:

Der Teufel hol, sprach Metzger Pfund,
Den ganzen Rath! — Er sprachs mit tobendem Gebrülle.
Doch plötzlich kam — des Bürgermeisters Hund!
Der Prahler Pfund stand auf — beugt sich — war mäuschenstille."

„Echter Patriotismus" ist ihm gleichbedeutend mit Eintreten für die Freiheit, und zwar sogar „den blanken Freiheitsdolch in kühner Faust" und:

„Nur der ist freier Mann, nur der ist Patriot, [70])
Wer Herrn und Bürger liebt und mehr als Alles — Gott".

Das letzte seiner politischen Gedichte, das patriotischen Einschlag hat, steht am Anfang der „Chronik" von 1791. Das „Rufen der Völker", [71]) ein Betpsalm, wie Schubart es nennt, kann als das politische Vermächtnis des Dichters an seine geliebten Deutschen betrachtet werden. Auch hier, wie fast überall der Schwung und das Pathos Klopstockischer Sprache und Darstellungsart. Es ist von tiefem Ernst durchweht. Man merkt das Echte, Wahre einer mannhaften Stimmung, trotz oder vielleicht gerade wegen des pietistischen Einschlages, den alle nachaspergischen Produkte Schubarts zeigen, allerdings meist nicht zu ihrem Vorteil. Ein hohes patriotisches Gefühl, das sich gar wohl mit dem tieferfühlten Vaterlandser-

68) 1788 Vat. Chronik S. 32: Unter den Modegötzen der Zeit versteht Schubart den Unglauben.
69) Vat. Chronik, S. 472, 1788.
70) 1787, Vat. Chronik. S. 114.
71) Hauff. S. 226—231.

lebnis späterer Freiheitsdichter als Eins betrachten läßt, herrscht in den Versen:

„Vor tausend Landen hast du
Mein Vaterland gegürtet mit Kraft,
Hast seiner Söhne Knochen gestählt,
Ihren Augen geistige Flammen gegeben,
Ihre Brust zum Streite gehärtet.
Auch gabst du uns Biedersinn und Herzlichkeit
Und redliche Einfalt, wie sie unser Bruder nur,
Der freie Helvetier, hat.
O Völkergott, laß uns bewahren
Dieß köstliche Geschenke;
Nicht durch des schlimmeren Auslandes
Kindische Nachäffung,
Unsere große Selbstheit verstümmeln".

Nocheinmal klingt hier ein Sang dem Kaiser Leopold als einem Fürsten, der für Frieden und Freiheit Sinn hat; Friedrich Wilhelm II., der heeresmächtige und der friedliebende, wird gefeiert; gegen Türkenherrschaft erhebt der Dichter seine Stimme; doch gar nicht will man an den Ernst seiner Verse glauben wenn er sagt:

. . . . „Unsern Karl, erhalt ihn Gott!
Sieh, der Krankheit Hauch trübt sein Gesicht,
O klär es auf mit der Gesundheit
Reinstem Strahle, — Er ist es werth".

Noch weniger glaubhaft und ehrlich gemeint erscheint es, wenn er die frühere Maitresse, jetzige zweite Gemahlin Karl Eugens, Franziska von Hohenheim, also andichtet:

„Franziska, Karls erhabene Gefährtin,
Die hohe Freundin der christlichen Weisheit und Tugend",

und genau so doppelsinnig ist, was er von dieser in Klammern dazu setzt:

(„Ihr Engel hat mit feurigen Zügen
Ihres Herzens zahllose Thaten
Längst in ein Buch geschrieben
Um sie herunterzulesen am Tage des Lohnes)".

Vielleicht hat ein damaliges Zeitalter den Ausdruck „erhabene Gefährtin" für eine gewesene Maitresse nicht so unpassend gefunden, wie er dem heutigen Geschmack vorkommt, aber er ist selbst im Zeitalter des lobhudelnden Klopstockstils in diesem Falle nicht ohne stark ironisch-sarkastische Würze. Seines Verhältnisses namentlich zum württembergischen Fürstenhaus muß in späterem Zusammenhange bei der Schilderung von Schubarts

demokratischem Einschlag doch nochmals gedacht werden und bei der Schilderung seiner Stellung zum Problem des Adels.

Nicht nur Schubarts Gedichte spiegeln seine Haltung im Sinne patriotischer Politik wider. Eng verwachsen sind auch die angeführten Gedichte mit dem ganzen Habitus seiner dichterischen Prosa in den Jahrgängen der Chronik. Ja, besonders hier sind die Gedichte gleichsam nur die Blüten, die auf den Zweigen und in dem Blättergrün seiner Journalistik schimmern. Diese muß auch hier wieder herbeigezogen werden, um den Unterbau für das Dichterische genauer kennen zu lernen. An echtem natürlichem Schwung übertrifft die Prosa oft weit das manchmal, ja für unser Ohr und Empfinden allzu häufig hohl tönende Pathos seiner Gelegenheitsgedichte. Seine wahre Natur kommt in der Prosa ungeschminkter, reiner, urwüchsiger zum Vorschein. Man freut sich da der Vergleiche, der treffenden Witze des Schriftstellers. Oft fühlt man sich ganz modern angemutet, von seiner Art und Weise, sich über Politisches zu äußern.

Wie in den Gedichten, so ficht er auch in der Prosa bestimmt und scharf gegen das französische Wesen, gegen Empfänglichkeit für französischen Einfluß und gegen die Geneigtheit, französische Sitten anzunehmen:[72]) „Seitdem wir Deutsche von unseren Nachbarn drüben am Rhein die seltene Kunst gelernt hatten, alle menschliche Weisheit aus Wörterbüchern (gemeint Enzyklopädisten) zu schöpfen und in Fingerhüten hinunterzuschlürfen", heißt es in dem großen Begrüßungsartikel „An mein Vaterland" in der ersten nachaspergischen Nummer, „seitdem hat auch unser Genius beinah ganz und gar sein ernstes Ansehen verloren. Ja man sagt sogar, daß er sich jetzt in seiner Felsengrotte im Schwarzwald von Gnomen das Haar kräuseln, von Nixen mit Eau de Lavant besprengen und von Elfen bebändern und bemaschen lasse. Auch sei seine Sprache nicht mehr die Donnersprache aus Hermanns und Luthers Zeiten — —, die widerhallt im Felsengebirge, daß es dem Streiter vom Tiberstrom ertönte wie ein Donnersturm — — —". Sie sei „wie das Girren der Flöte in einer Mainacht", und „wie das verlangende Seufzen des Mädchens", „die im Mondstrahl ihres Geliebten harrt".[73])

Mit allen Waffen, sei es Spott, Satire oder Belehrung, kämpft Schubart gegen „Gallomanie" und „Französismus". Unter den

---

72) Vgl. Diss. Schairer, S. 98 ff., ferner Wohlwill: Schubart: Beiträge zur Kenntnis Chr. Fr. D. Schubarts: Archiv f. Litg. VI. Bd., 1. Heft, Leipzig, Teubner 1876 (S. 343—391), dazu: Wohlwill: Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben.

73) Chr. 1787, 5.

jeremianischen Klagen des Waldbruders Franz (1776, S. 660 ff. der Deutschen Chronik) heißt die fünfte:

„Klage, Klage, Teutonia! Spottend schlagen Deine Söhne dir das Brot aus der Hand, das du ihnen reichst, und den Pokal vom Saft der Mosler und Weintraube (soll wohl heißen Rheintraube!); und schlürfen aus den Pfützen der Seyne! Sie achten nicht mehr des staatlichen und ernsten Kittels, und hüpfen daher im Narrengewande des Auslands, geschmückt mit den Kränzen der Wollust, und singen in fremder Sprache Hurenlieder". „Frankreich hat mehr durch seine Moden, als durch seine Waffen unser Vaterland verwüstet". Die deutschen Frauen sind ihm schuldig, daß „ganze Provinzen und Königreiche von den Launen einer französischen Putzmacherin abhängen, weil sie jeden Fetzen gallischer Mode im Reliquienschimmer betrachten"[74]).

Gleich scharf wendet sich der Dichter gegen die literarisch-sprachliche Französelei, er tadelt da sogar seinen Liebling und verehrten Helden, „Friedrich den Großen: „Den einzigen patriotischen Seufzer erlaub ich mir", schreibt er 1774, Seite 324 der Chronik: „Wenn doch Friedrich, Galliens Sänger ungewohnt, sein Ohr zu Deutschlands Barden neigte!" und weiter 1774 im 79. Stück: „Der künftige Geschichtsschreiber unserer Nation wird es unserem heutigen deutschen Adel zu einer großen Schwachheit anrechnen, daß sie eine so übertriebene Anhänglichkeit an die französische Sprache äußerte". Dagegen heißt es bei Friedrich Wilhelms II. Thronbesteigung: „Auch weint der Patriot vor Freuden, daß nunmehr Vaterlandessprache, Vaterlandsgeist an der Spree wieder gültig wird".[75]) Trotz eigener unfreiwilliger Fremdwörterei tritt Schubart selbst für Sprachreinigung ein. Er schreibt:

Pose	statt	Farce
Gewaltjagd	„	Parforcejagd
Renner	„	Courier
Umriß	„	Contur
Entscheidewort	„	Ultimatum

und meint: „O daß wir doch besser lernten, wie man schreiben soll, daß das Volk Augen und Mund aufreiße und die Worte verschlucke, wie dürres Erdreich den Tau des Himmels. Haben wir doch einen Volkslehrer, wie ihn kein Volk hat, und das ist der liebe theure Mann Gottes, Luther. Den lese man, und ahme ihm nach".[76])

Aus Abneigung gegen die Französelei verfällt er sogar in eine

74) Chr. 1788, 203.
75) Chr. 1789, S. 796.
76) Chronik 1789, S. 796.

andere Ausländerverhimmelung. Er schwärmt und schreibt für England, für englische Literatur und englisches Wesen. England hat alle erdenklichen Vorzüge bei ihm. Er nennt England: „Das Land der Freiheit", „die Insel der Freiheit", „die Geisterinsel voll Thätigkeit und Flugkraft", die Engländer „das erste Volk der Welt", „das geistreichste Volk der Welt". Dann ist seine Sympathie auf Seiten der Amerikaner, wegen ihres Freiheitskampfes, und gegen England. Später, um 1790, ist er auch gegen die Anglomanie wie gegen die Gallomanie, ja in einem Abschnitt „Aus der Londoner Stadtchronik" nimmt er zu Gunsten der Deutschen die öfters aufgestellte Behauptung, die Engländer seien der Völker erstes, mit folgenden Worten zurück:

„Unsere Musiker, Maler, Baumeister, Uhrmacher, Silberarbeiter sind Deutsche; unsere Dichter sind ausgestorben, und wir behelfen uns jetzt mit Uebersetzungen der deutschen Dichter; Leibniz fand vor Newton den Maßstab des Unendlichen; Deutsche [77]) fochten für unsere Ehre im vorigen Krieg: und noch immer behaupten wir, die erste Nation in der Welt zu sein". [78])

Besonders aber klagt Schubart, daß man die Deutschen falsch beurteile und mißachte seitens des Auslandes. Er sieht den Grund dafür im Mangel an nationalem Bewußtsein. Er nennt diesen Mangel ein „Schnappen nach ausländischen Vogelbeeren und Verachtung der eigenen, kern- und nahrhaften Hausmannskost" [79]). „Bloß unser glotziges Anstaunen des Auslandes hat uns die langjährige Verachtung und Schmach zugezogen, womit uns die Ausländer brandmahlten". [80]) Und in der Chronik von 1790, S. 300 ruft er aus: „Inzwischen möcht ich weinen vor Unmut, daß wir Deutsche beim Auslande noch immer in so geringem Rufe stehen. In Frankreich ist das Wort Allemand ein Schimpfwort, in England sind wir niedrige Lohnknechte, in Italien geistlose Phlegmatiker, in Holland Freiheitsfeinde, in Ungarn Schurken. All dies tragen wir nicht ganz schuldlos, sondern verdienen's dadurch, daß wir so wenig unsere Nationalwürde fühlen, daß wir feige Angaffer ausländischen Flittergoldes sind, und unsere Augen vor inländischem gediegenen Golde verschließen". Namentlich empfindet Schubart das Unwürdige des Söldnerwesens in fremden Diensten. Auch schreibt er gegen die phlegmatische politische Untätigkeit der Deutschen: „So sehr ich mein Vaterland liebe, so unausstehlich ist mir das Phlegma, womit wir auf unsere Zer-

77) von ihren Fürsten verschachert.
78) Chr. 1775, S. 762 ff.
79) Chr. 1776, S. 831 ff.
80) Chr. 1789, 15. Stück.

stümmelungen hinblicken. Man dichtet, es sei einmal ein Phlegmatiker an einer Tafel gesessen und habe sich das Essen trefflich schmecken lassen, indem große Saufänger ihm die Beine wegfraßen. — Eine alberne Dichtung, aber machten wir es wohl anders, als uns die Schweiz entschlüpfte, das paradiesische Elsaß geraubt wurde, Lothringen verloren ging, das saft- und kraftvolle Brabant sich von unserem Staatskörper riß? Ja, ja, da saßen wir im Großvatersessel, wie Tristram Schandy, klopften die Tobaksasche auf dem Stiefelabsatze aus und murmelten: „hm, hm, hätt's nicht gedacht!“[81]) Doch, „wenn der Deutsche den Schlaf aus den Augen wischt, so ist sein Wachen fürchterlich!“[82])

Ganz verzweifelt fordert Schubart zur Rettung des deutschen Nationalcharakters einmal seine lieben Deutschen auf, wenn sie schon die Franzosen nachahmten, so sollten sie dieselben in ihrer Vaterlandsliebe nachahmen (Chr. 1788, 741). Gegen zu wenig deutsche Schulbildung wendet er sich mit folgenden Worten: „Vaterlandsliebe muß schon in der Jugend geweckt werden. Aber wo läßt man in unseren Gymnasien, Lyzeen und niederen Schulen etwann das Denkmal der Deutschen nach Klopstock oder einem gemeinsinnigen Schriftsteller lesen und studieren? Selbst Tacitus wird da höchstselten — und dann erst nicht zweckmäßig — gelesen. Hört dann der Jüngling von Jugend auf nichts, als die Namen berühmter Juden, Griechen und Römer; so nimmt er fremde Gesinnungen an und verliert seine vaterländische Ichheit. Daher der Geist der Kleinheit und Nachahmung und die unter uns immer mehr zunehmende Abneigung gegen alles Heimische, Ernste, Große“.[83])

Vaterlandsliebe ist Schubart „die Hauptsehne und Nerve des Staates“. Die ganze, geradezu ans Religiöse grenzende Verehrung, die er für das heilige Ideal des Vaterlandes in seinem Herzen fühlt, und die ganz sicherlich einer Begeisterung, wie sie in den Freiheitskriegen herrschte, nicht im mindesten nachsteht, tritt uns entgegen, als einmal „einige Zeitungsschreiber“ im ersten Revolutionsjahr von Friedrich Wilhelm II. und dem Kaiser Josef geschrieben hatten, sie „wollten den Patriotismus in Deutschland ausrotten“, weil diese sich verabredet hätten, die Ruhe in Deutschland aufrecht zu erhalten. Schubart antwortet diesen: „Unsere großen Väter müssen mit Grimm auf die entarteten Buben herabschauen, die Worte niederschreiben können, welche die Heiligen im Himmel noch verfluchen. Die Taten der großen Alten, der

81) Chr. 1790, 135.
82) Chr. 1791, S. 390.
83) Chr. 1787, 161.

Griechen, Römer, Deutschen, Gallier, Briten, flossen alle aus dem heiligen Quelle des Patriotismus. Vaterland stammelte das Kind, Vaterland lispelte der Jüngling am Busen der Braut, fürs Vaterland schwirrte das Schwert des Mannes in der Würgeschlacht, und der Greis starb mit dem Seufzer: Vaterland! Diesen heiligen Vaterlandseifer ausrotten wollen? Dies himmlische Flämmlein vom Altare stehlen und ausblasen? — Welchem Deutschen ist ein solcher Gedanke nur minutenlang erträglich? — Brauseköpfe, Schwindelhirne, Ebentheurer, wilde Tiere, die an den heilsamen Banden der Ordnung zerren, sie abschnellen, dann unser Vaterland durchrasen und verwüsten möchten; solche will Josef und Wilhelm zähmen; — nicht Patrioten; können's auch nicht, denn die schützt der Allmächtige".[84])

Ueber die Zukunft des Vaterlandes denkt Schubart nicht gerade optimistisch; Gründe dafür sind ihm Mißstände beim Wetzlarer Kammergericht,[85]) Reaktion in der Schulpolilik nach erfreulichen Anläufen, religiöser Fanatismus der Konfessionen, Mißstände im Steuerwesen und „Polizey" sowie die fürstliche Beamtenpolitik. Vgl. die poetischen 9 „Klagen des Bruders Franz" im 84. Stück der Chronik von 1776. Zerfall von Religion und Sittlichkeit, Ausländerei und Soldatenhandel, „Tyranney" und „schwindelnde Freiheit", so heißen hier die Anzeichen einer nahenden Krise. Doch auch in der nachaspergischen Chronik ist die Zuversicht nicht gewachsen, so heißt es 1788:[86]) „Was behängst du dich mit Lumpen des Auslands und mordest deine Kinder mit fremdem Gifte? Warst ehemals so ernst, so gesetzt, so keusch, so mäßig, so einfach, so fromm, so stark, so groß, und bist jetzt so ringsinnig, so eitel, so frech, so schwelgend, so prunksüchtig, so glaublos, so schwach, so klein! ..... Vergiftet ist dein Herz, zerrüttet deine Schaukraft, verschraubt dein Kopf, weich dein Körper — und ach! wie stumpf bist du für jede Pflicht, für jede Tugend, die Aufopferung und Verleugnung fordert! Selbstsüchtiger, sinnlicher Genuß ist das große Ziel, nach dem du mit wilder Hitze jagst. Weißt gar schön von edlen Taten, von Großheit, Menschenhuld, Freiheitssinn und Gottesfurcht — zu schwazen. Aber der Roz deines Phlegmas hindert dich am Thun". Selten nur hegt Schubart Hoffnungen auf eine große deutsche Zukunft, einmal jedoch meint er geradezu prophetisch: „Ach, deine Söhne, Germania, kämpfen nicht mehr um die heilige Freiheit, deine Reisigen lassen sich wie Knechte dingen und würgen sich um

84) Chr. 1789, 844.

85) später von Görres verspottet, früher von Goethe und den meisten anderen Praktikanten gemieden.

86) Chronik von 1788, S. 220.

niedrigen Mietlohn. Anstarren und Nachäffen fremder Sitten hat ihre Sehnen abgespannt. Bey den Weichlichen drüben am Rhein holen sie weibische Moden, Seuchen und Verzagtheit. — Aber, weine nicht, deutscher Mann, die Löwen erwachen, sie hören das Geschrei des Adlers, seinen Flügelschlag und Schlachtruf. Sie stürzen hervor, wie die Cherusker aus den Wäldern stürzten, reißen abgerissene Länder aus den Armen der Fremden, und unser sind wieder ihre fetten Triften und Traubenhügel. Ueber ihnen wird sich ein deutscher Kaiserthron erheben, und schrecklichen Schatten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen". Er fügt die Worte hinzu: „Leser, halte diess Gesicht für keinen prophetischen Traum, 's kann wahr werden". „Die Zeichen der Zeit sind dieser Vermutung sehr günstig. Schon sind wir an Zahl, Maß und Gewicht allen Nationen überlegen. Bleiben wir einig, wie wir's itzt sind, so werden wir bald die erste Nation der Welt sein. Ich wollt', ich könnte dies im Wetter sagen, so ernst ist's mir".[87])

Immer und immer wieder wettert der Schwabe gegen Ueberschätzung des Auslandes. So schreibt er in einer Anmerkung zu einem Klopstock'schen Gedicht: „An die Ueberschätzer der Ausländer" folgende bestimmten, doch maßvollen Sätze: „Schäzt fremdes Verdienst, meine Brüder, das ist gerecht. Aber verachtet — auch eure ärmere Mutter nicht. — Trettet eure heimischen Schäze nicht mit Füßen; laßt nicht fliegen einen Steinadler, um zu haschen einen Kolibri; schmäht nicht die tapferen, bidern, ernsten, geistigen, großen Bürger eures Landes und preißt — ach, oft die leichtesten, mattherzigsten, frivolsten, geistlosesten, wizigsten Ausländer; denn das ist ungerecht".[88])

Die Schwächen der Deutschen leugnet oder vertuscht Schubart niemals, doch rühmt er auch ihre guten Eigenschaften, die Einfachheit, Lauterkeit und Gediegenheit des deutschen Volkscharakters. Er will ferner nichts wissen von den hohlen kosmopolitischen Idealen seiner Zeit. Ihnen gegenüber tritt er scharf für ein deutsches Vaterland ein. Auch kann man sich etwa denken, daß in seinem partikularistischen Zeitalter, das erst 1803 im Reichsdeputationshauptschluß einen Stoß erhielt, sein Nirgendszu-Hause-Sein viel dazu beigetragen hat, ihn vor partikularistischer Verbohrtheit zu bewahren.

e) Schubarts Freiheitsdichtung.

Wie stellt sich nun Schubart zu den durch die französische Revolution akut werdenden Zeitfragen; wie ist sein Verhältnis

87) Chr. 1774, 418 ff.
88) Chr. 1787, 234.

zu den Begriffen Freiheit und Gleichheit, zu Fürstentum, Adel, Monarchie, Republik? Tendiert er nach den westlichen Ideenkomplexen oder verharrt er in der östlichen Sphäre eines verknöcherten Absolutismus? Schubart müßte nicht Dichter sein, wenn er dem andringenden Neuen nicht ein aufgeschlossenes freudiges Bejahen entgegengejauchzt hätte; er müßte aber auch kein Schwabe sein, wenn er nicht die Klippen erkannt hätte, die heimtückisch aus den Wassern rauschender Begeisterung hervorstarrten, um den scheitern zu lassen, sei es Staat oder Person, der sich allzu vertrauend dem Meere der großen Begeisterung hingab. Wie sehr das Moment der Freiheit und der Gleichheit auch ihn gefangen hielt, mögen folgende Belege aus seinen Dichtungen und Schriften beweisen.

Er muß als Zeitungsmann unbedingt für Freiheit der Rede und Schrift eintreten. Tat er das nicht, so hatte seine ganze Arbeit keinen Sinn. Er mußte darauf dringen, ein unabhängiges Journal zu geben mit seiner Chronik, schon bevor das elementare Unwetter gegen die Bollwerke des Absolutismus losbrach. Doch sich eindeutig zu entscheiden und sich für eine Staatsform festzulegen, sich als Vorkämpfer eines einzigen Systems hartnäckig auszugeben, das lag ihm fern; dazu war er zu sehr Künstlernatur, und zu wenig demagogisch veranlagt. Es lag nicht in seinem Wesen, sich zu binden. Und doch war es der Zug der Zeit, der ihn ein gut Stück auf seinem Siegeslauf mitriß, und ihn zu Begeisterung trieb.

Zwei Staatssysteme vor allem traten in Schubarts Gesichtskreis: das absolutistisch-monarchistische und das republikanische, ohne daß er sich, vielleicht aus Vorsicht, vielleicht auch aus eigener innerer Unsicherheit, prinzipiell für eines entschied. Theoretisch hatte er allerdings eine Vorliebe für „Freystaaten", speziell für die Schweiz. Wenn er kein Deutscher wäre, möchte er Schweizer sein.[89]) Doch Gegenargumente bringt er auch; so ist er z. B. gegen Holland, das wie das „Sklavennest" Venedig[90]) das abschreckende Beispiel eines Kaufmannsstaates sei, der zur schnöden Geld- und Profitgier degeneriert ist.[91]) Ja, er bekennt sich sogar zu monarchistischen Neigungen: „Einer sey Herr! sagt Vater Homer und ich halt's mit ihm".[92]) Er ist manchmal dem Absolutismus sogar nicht abgeneigt, falls dieser nur aufgeklärt ist. Aber das sind vereinzelte Töne. Denn durch alle Jahrgänge der

89) Chronik 1776, 810.
90) Chr. 1788, 10.
91) Chr. 1776, 643.
92) Chr. 1774, 441.

Chronik und durch ein gut Teil seiner Gedichte zieht sich, bald halb unterdrückt, bald hell ausbrechend, ein Schrei der Entrüstung über die Gewalthaber, die sich „Mühe geben, jedes Gefühl der Menschheit zu unterdrücken, und ihr Volk zum Vieh herabzuwürdigen".[93]) Später zur Revolutionszeit ist er mehr für eine konstitutionelle Monarchie, ganz im Sinne der ersten Periode in Frankreich vor der Jakobinerherrschaft. So setzt er sich warm ein für das konstitutionelle England, besonders wegen seiner Schreib- und Handelsfreiheit. Doch kommt es Schubart nicht darauf an, gelegentlich auch einmal sogar gegen die Konstitution zu sein; sagt er doch bei einem Anlaß: „Beut man den Ständen die Hand, so wollen sie den ganzen Arm haben".[94])

Der Gedanke der Volksfreiheit aber ist und bleibt das beherrschende Motiv durch alle Jahrgänge der Chronik". Auch Schubart verdient es vielleicht", meint Schairer,[95]) „unter den Märtyrern der deutschen Demokratie mit Ehren Erwähnung zu finden, wenn auch seine zehnjährige Festungshaft nicht so eklatant sein mag, wie Barrikadenkampf und Tod durch Pulver und Blei, wenn auch seine Zeitung vermodert ist, bis auf wenige Bibliothekexemplare", und fügen wir hinzu, von seinen politischen Gedichten nur noch die Fürstengruft, ein der Nachwelt bekanntes Zeugnis ist von dem Feuer der Freiheit, das aus Schubarts Seele flammte.

Oft muß man sich wundern, welch scharfe Töne Schubart für die Freiheit findet, schon vor Beginn der großen Bewegung jenseits des Rheines. So sagt er z. B. schon 1775, als er einzelne Stürmer und Dränger, die sich in den höchsten Tönen für die Freiheit begeisterten, zurechtweist, ganz sarkastisch: „Sprich den Fürsten nicht Hohn, freyheitstrunkener Jüngling, der du vielleicht als Mann zu ihren Füßen kniest! Und sie verdienen auch deinen Bardeneifer nicht, denn viele unter ihnen sind freundlich und gut, und verleihen selbst den Fürstenhassern Brod. Aber träume nicht von Freyheit, so lange noch an jedem Hof jeder Laut des Muts verstummt, solang unser Eigentum nur von einer Schatzordnung zur andern sicher ist, solange unser Blut eine Handels- und Domänensache bleibt, solange wir auf jeden Wink wie Cäsars Kriegsknechte ausrufen: Pectora si fratrum, gravidare in viscera matris imperat, invita peragam tamen omnia dextra. Gebiete! den Bruder zu töten! zu wühlen im Leibe der Mutter! Zwar lebt unsere Rechte! — Doch tun wir's!"[96]) 1788 ruft er

93) Chr. 1776, 323, jedoch als Zitat aus einer „amerikanischen" Zeitung.

94) Chronik 1790, 484.

95) Diss. S. 29.

96) Chronik 1776, S. 330.

seinem Vaterlande enthusiastisch entgegen: „O Vaterland, möchtest du dich sonnen und wonnen ewig im Strahle der heiligen Freiheit!“[97])

Noch im Zeitalter eines schroffsten Absolutismus plädiert Schubart für Freiheit der Person und des Eigentums. So läßt er ein „amerikanisches“ Gebet beginnen: „Herr, Herr, Gott, gnädig und barmherzig, der nicht will, daß die Menschen Sklaven sind, der ihnen Freyheit und einen Erlöser gab!“[98]) Ueberhaupt tritt er ein für die um ihre Freiheit ringenden amerikanischen Kolonien. Deutlich zeigt dies das „Freiheitslied des Kolonisten“ vom Jahre 1775,[99]) das beginnt:

„Hinaus, hinaus ins Ehrenfeld
Mit blinkendem Gewehr!
Columbus, deine ganze Welt
Tritt muthig daher!

Die Göttin Freiheit mit der Fahn!
(Der Sklave sah sie nie)
Geht, Brüder, seht! sie geht voran,
O blutet für sie!

Denn, meint er weiter unten:

„Es kämpft kein Bürger von Boston
Um sklavischen Sold!“

Er kämpft um Freiheit und reicht nicht wie „Europens Sklaven“ „den feigen Nacken dem Tritt der Herrschsucht dar“.

Aehnlich ist „Franklin's Grabschrift“[100]) gehalten; von diesem Führer der Amerikaner sagt er:

„Er wußte den Stahl der Tyrannen
Wie Blitze des Himmels zu bannen“

(Anspielung auf die Erfindung des Blitzableiters), und:

„Wie einem Bräutigam die Braut
Bot ihm Freiheit die Hand;
Dann führt er sie liebevertraut
In Columbus glückliches Land“.

Mit apokalyptischer Wucht schildert er in „Zeichen der Zeit“[101]) die mit elementarer Gewalt hereinbrechenden Ereignisse in Frankreich. Doch ist die Freude über die mit „Urkraft“ sich bahnbrechende Freiheit getrübt durch das Gefühl des Zurückschreckens vor den Grausamkeiten der Revolution:

97) Chronik 1788, S. 770.
98) Chronik 1776. S. 604.
99) Deutsche Chronik 1775, S. 507.
100) Chr. 1788, 448.
101) Vat. Chronik 1789, 513.

„Freiheit so donnerts von Gauen zu Gauen.
Und die Gewalttat mit eisernen Klauen
Malmet gethürmte Paläste zu Sand.
Mächtige Frevler verröcheln
Unter der Rächenden Hand".

Herrscht in dieser Strophe noch so recht die Freude über das Elementare des Naturereignisses, so besinnt sich die folgende darauf, daß Morden und Toben denn doch nicht das Wesen wahrer echter Freiheit sein kann:

„Freiheit herunter vom Himmel gekommen,
Hohe Gespielin der Weisen und Frommen!
Edleren bringst du nur Segen und Ruh!,
Aber ein Schwert in den Händen
Rasender Völker bist du".

„Auf eine Bastillentrümmer von der Kerkertüre Voltaire's[102]) erfreut sich über die Zerstörung dieses Symbols der Tyrannei, dieser „Schauerklause", „die einst, o Voltaire, dich in dumpfe Nacht verschloß". Ueberhaupt tritt er für Voltaire gegen den Aberglauben ein, soweit die Aufklärung auf dem Programm des Franzosen steht.

Doch ändert sich später seine Gesinnung und er sagt sogar einmal, daß wahre Aufklärung nur im Sinne und Gedankengang der Bibel möglich und von Nutzen sei. Das Gedicht schließt echt Schubartisch, beinahe hochrevolutionär, wenn es heißt:

„Sie (gemeint ist die Trümmer der Türe) ist ihm theurer
als ein goldner Degen,
Womit einst ein Tyrann die Freiheit unterdrückt".

Indes „Freiheit" vom gleichen Jahre resigniert gesteht:

„Wie wenig weiß ein Volk die Freiheit zu gebrauchen!" und prophetisch auf eine kommende harte Diktatur hindeutet, wie sie durch Napoleon auch eintrat, mit den bedauernden Worten:

„Ein Volk, bespritzt mit Blut, verdient nicht frei zu sein
In härtre Sklaverei stürzt es sich selbst hinein".

Das Nachdenkliche, alle Eventualitäten und politischen Möglichkeiten Erwägende seines Stammescharakters tritt hier bei Schubart klar hervor. Ja, er ist auch noch aus patriotischen Motiven gegen zu große Freiheit; so beklagt er die „anhaltenden entkräftenden Auswanderungen seiner Landsleute, unter denen das Vaterland leide.[103]) Sagt er doch einmal: „Möchten doch der Leute unter uns immer weniger werden, die den vaterländischen Herd verlassen, und ein ferneres Kanaan träumen.[104]) Ja sogar

102) Vat. Chronik 1789, 580.
103) Chr. 1788, 632.
104) Chr. 1789, 850.

ein nur zeitweiliger Aufenthalt in der Fremde ist ihm verdächtig denn er befürchtet davon den Verlust des Nationalcharakters.[105]) Daß er gegen Auslandsreisen der Fürsten ist, besonders aus finanziellen Gründen, erklärt sich aus seiner demokratischen Gesinnung, daß der Fürst es nicht besser haben soll als der Bürger, nicht bevorzugt sein soll vor seinen Untertanen. Es könnte aber auch ein wenig Auslandsscheu, wie man sie bei Schwaben so häufig findet, in Schubarts Anlage gesteckt haben.

Der Gedanke der staatsbürgerlichen Gleichheit allerdings war Schubart doch noch zu neu, als daß er für ihn Prodaganda gemacht hätte. Doch ist er entzückt, daß Josef II. die Leibeigenschaft aufheben will. [106]) Selbstbewußt ist er gegen den hündischen Untertanengehorsam, wie er zu seiner Zeit bei Hoch und Nieder herrschte, und er fragt seufzend: „Wie lange wird man noch Menschen verkaufen, Menschen verschenken, wie's Vieh!?" Zur Antwort zitiert er den französchen Publizisten Raynal: „So lange die Menschen, wie Ochsen, dem Joch die Stirne bieten, und alles Gefühl, von ihrem Werte und ihrer großen Bestimmung verloren haben. [107])

Im Anfang seiner journalistischen Laufbahn tritt Schubart noch für den Adel ein, allerdings nur, weil dieser ein Gegengewicht biete gegen den Despotismus eines Einzigen, und er meint sogar, der Adel sei „das Einigungsband, die Kommunikationsbrücke zwischen Thron und Bürgerstand".[108]) Wohl satirisch zu fassen aber ist es, wenn er sagt, er, der Adel, ist „eine goldene Achse, um die sich die öffentliche Glückseligkeit dreht" und „das Heilige im Tempel des Staats, durch das man ins Allerheiligste kommt". Später, und das ist ein weiteres Zeichen dafür, daß er seine Gesinnung auf dem Asperg nicht grundlegend geändert hat, daß der Asperg keine Umstülpung seiner Ansichten gebracht hat, später ist er noch weniger adelsfreundlich, denn dem „Arbeiter im Zwilchkittel" wird der „Müßiggänger mit Stern und Ordensband" gegenübergestellt. [109]) „Adel ohne Verdienst, ohne Wissenschaft und Tugend" ist ihm „ein Schwerd ohne Schärfe und Spitze"; der liebe Gott, sagt er, „nahm gewiß nicht Tortentaig, um einen Adel zu bilden", sondern Adel und Bürgerstand sind „aus dem gleichen Leimen geknetet",[110]) Aussprüche, wie sie heute wie damals unter dem gewöhnlichen Bauernvolk Schwabens beinahe wörtlich einem aufmerksamen Lauscher aufstoßen können.

105) Chr. 1788, 632.
106) Chr. 1774, 106.
107) Chr. 1790, 536.
108) Chr. 1775, 247 und 1777, 17.
109) Chr. 1789, 523.
110) Chr. 1789, 523.

Ganz im Sinne des damaligen Humanitäts- und Freiheitsideals ist es auch, wenn Schubart für eine staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden eintritt. Friedrichs II. und Josefs II. Judentoleranz gilt sein Beifall und er sagt: „Es ist Schande für uns Christen, wenn wir nur einen Augenblick zweifeln, ob den Juden der volle Besitz aller Menschenrechte zieme. Wenn Israel tut, was der Staat von ihm fordert; so soll man sie gleich schäzen den übrigen Bürgern.[111])

Selbst zu ganz modernen Freiheitsfragen, wie zur Frage der Frauenbewegung, hat sich Schubart geäußert, allerdings im negativen Sinne. Er ist ein Gegner des gelehrten, ästhetisch gebildeten und des schriftstellernden Weibes. So meint er: „Das Bestreben der Weiber, Männer zu werden, ist ebenso widernatürlich, als das Herabsinken des Mannes zum Weibe;[112]) und weiter: „Möchte wohl wissen, ob König Salomo, wenn er zurückkäme in diese Welt, sein Ideal eines trefflichen Weibes, so wie sie sein muß, wenn sie ihres Mannes Herrlichkeit ist, vertilgen, und dagegen ein anderes aufstellen würde, wie ein Weib mit sieben Zungen reden, Verse machen, Romane schreiben, philosophieren, freigeisten, im Kathedertone sprechen, die Doktoren und Professoren belehren soll, indeß — die Kinderstube, Küche und Keller, Haus und Hof, Garten und Feld vernachlässigt wird!!“ [113]) Die hervorragenden Ausnahmen, Maria Theresia und Katharina II., bestätigen ihm nur die Regel. Im Hinblick auf letztere schreibt Schubart: „Es demütigt den Männerstolz sehr, wenn er jetzt sehen muß, daß — ein Weib die größte Rolle in der Welt spielt“. [114])

Doch auch in Schubarts Begeisterung für jedwegliche Freiheit begegnen wir, wie manchmal in seinem Wesen, eigentlichen Widersprüchen. So in seinen Aeußerungen zum Problem der freien Meinungsäußerung in Wort und Schrift. So tritt er 1774 S. 612 der Chronik mit dem Brustton der Ueberzeugung folgendermaßen für Preßfreiheit ein: „Wenn man die verschiedenen Zeitungen, Tagebücher, Zueignungsschriften, Lobreden, Programme und dergleichen aus allen Provinzen Deutschlands sammelte; so sollte man glauben, Deutschland würde von lauter Göttern, Seraphims und Cherubims beherrscht. (Man beachte den starken Spott und die innere Abneigung, die aus dieser Stelle gegen die Fürsten spricht!) Mein Fürst ein Gott! Meine Obrigkeit untrüglich! Welche Polizey! Welche menschenfreundliche Anstalten! spricht der Lobredner auf der Kanzel und im Rednerstuhle (Verdeutschung für

111) Chr. 1790, 229.
112) Chr. 1789, 196..
113) Chr. 1789, 168.
114) letzter Jahrgang der Chronik 1791, 268.

Katheder) — und unten steht der Patriot, macht zwey Fäuste in seine Tasche, beißt die Zähne zusammen, und Thränen rieseln in seinen Bart!“ In der Chronik von 1789, S. 445 indeß rügt er, der Journalist, die Preßfreiheit und den Mißbrauch mit ihr und das ist nicht nur dieses eine Mal: „Ein Land, wo der Staat, Religion, gute Sitten und jeder ehrliche Mann nach Willkür darf angetastet werden, ist ein Wald voll Straßenräuber und Mörder.“ Auch ist er für und nicht gegen das scharfe Zensuredikt Friedrich Wilhelms II. vom 19. Dezember 1788.

Wie kann dieser Widerspruch in Schubarts Wesen erklärt werden? Schubart ist kein überlegender, tüftelnder, kalt rechnender kluger Verstandesmensch. Er behandelt seine Stoffe nicht nach einem ganz bestimmten System, nach einer vorgefaßten Meinung, sondern immer nur von einem Fall zum andern und dann noch mit der ganzen naiven Spontanëität des Cholerikers. Lobt Schubart heute, so tadelt er morgen. Der Ausgleich, die Vermittlung, der Uebergang fehlt bei ihm fast immer. Und das ist auch das tragische Moment im Charakter dieses Mannes, denn so wurde seinem Leben alle Stetigkeit und Festigkeit geraubt. So mußte es für ihn selber wie seine Chronik und seine Gedichte, in einzelne Stücke ohne rechten Zusammenhang auseinanderfallen.

Aehnlich ist es, wenn Schubart sich mit dem Problem der Gewissensfreiheit und der religiösen Toleranz auseinandersetzt. Wohl tritt er scharf für Gewissensfreiheit ein. Doch tiefer gesehen, war sein religiöses Schicksal ein Hin- und Hergeworfenwerden zwischen Unglauben und Aberglauben, aus dem er sich immer wieder zum kirchlichen Glauben geflüchtet hat. In seiner Jugend tritt er mehr für eine ungläubige Richtung ein, versteht unter Gewissensfreiheit mehr Freiheit vom Gewissen und seinen Warnungen, um in späteren Jahren unter dem Eindruck der Aspergperiode einer stark apokalyptisch gefärbten Kirchlichkeit das Wort zu reden. Es herrscht also gleichsam ein Nebeneinander von naturalistischen und supernaturalistischen Einschlägen im Gemüt des schwäbischen Dichters, ein Beweis, wie sehr dieser Mann ein Mikrokosmus seines Jahrhunderts genannt werden kann, eines Jahrhunderts, das wohl die Lehren der Aufklärung auszustreuen vermochte, selbst aber nicht aufgeklärt war. Stark mitgewirkt mag allerdings noch der Umstand bei unserem Dichter haben, daß er als Schwabe den Charakterzug des Erwägens und Sinnierens besaß, der ihn zwischen zwei Extreme hineinbannte, bald dieses, bald jenes erwägenswert erscheinen ließ, um schließlich auf eine Resultante aus beiden Richtungen zu kommen.

Jedenfalls tritt Schubart für die Toleranz, auch Juden und Heiden gegenüber, ein. Namentlich ist ihm Toleranz zwischen

den einzelnen Bekenntnissen Herzensbedürfnis, er plädiert für eine kommende Wiedervereinigung von Katholiken und Protestanten, sicher aus dem instinktiven Ahnen heraus, wie sehr die konfessionelle Gegensätzlichkeit das deutsche Volkstum in seiner inneren geschlossenen Kraft schwächt; er schreibt: „O möchte doch die Namen Katholik und Protestant der Name des Christen auf immer verdrängen!!“ [115]) Darum ist er aus dem Moment der Freiheit heraus gegen die „Popen, die mit Donner und Blitz ihre Sklaven in Ehrfurcht erhalten“, [116]) gegen orthodoxe protestantische Geistliche, wie gegen die Jesuiten, von denen er sogar meint, sie seien schuld, daß er auf den Asperg gekommen ist. [117]) Aus dem Geiste der Toleranz heraus ist er indes, — wie er gegen jene wegen ihrer Intoleranz war —, den Freimaurerlogen im 18. Jahrhundert freundlich gesinnt, weil sie, wie er meint, für Humanität und Freiheit, für die Rechte der Menschen eintreten. Ja er ist überzeugt; „wenn ihr Geheimnis einmal in der ganzen Welt bekannt ist, so ist auch die ganze Welt glücklich“. [118]) Deshalb nimmt er die Freimaurerei gegen Pius VI. in Schutz [119]) und berichtet mit großer Freude Kaiser Leopolds Ablehnung des Vollzugs der Bannbulle gegen die Freimaurer. [120]) Dagegen ist er aus politischen Gründen gegen die Illuminaten. Er erklärt sie als „heimliche Gesellschaften, so sehr man sie verteidigen mag“, für jede Staatsverfassung schädlich. [121])

In seiner ersten Periode setzt sich Schubart für Aufklärung im Sinne Voltaires ein, so sagt er 1774 [122]): „Jeder Bonze predigt seiner unwissenden Gemeinde Unsinn vor, und ruft über alle, die diesen Unsinn nicht für Prophetengeist halten, das Anathema aus. Der reitet auf Elias Sonnenpferden in Himmel und erzehlt der gaffenden Menge Feenmährgen“. Doch auch schon zu dieser Zeit will er vom Unglauben nichts wissen. Er hält ihn vielmehr für sehr gefährlich und nennt ihn die „lavernische Schlange, die in unseren Tagen so viel Gift verspritzt. [123]) Ja, er läßt schon vor seiner Gefangenschaft auf dem Asperg die beiden Gegenpole Aberglauben und Unglauben parallel auftreten: Die Pestilenz, die im Finstern schleicht, nennt er Aberglauben, und der Unglaube ist ihm die

115) Chr. 1787, 125.
116) Chr. 1774, 182.
117) Chr. 1790, 853.
118) Chr. 1776. 261.
119) Chr. 1791, 529.
120) Chr. 1791, 653.
121) Chr. 1787, 68.
122) Chr. s. 350.
123) Chr. 1777, 554.

Seuche, die am hellen Mittag tötet,[124]) oder er stellt in einem „politischen Gemälde" den Aberglauben, „im Gebeinhause vor Schädeln und Knochen knieend", dem Unglauben, „der ein Kruzifix zerschmettert", gegenüber.[125]) Später, nach seiner Gefangenschaft, ändert sich der Zweifrontenkrieg und er läßt aus Gründen der Staatsraison den Aberglauben vor dem Unglauben rangieren; er geißelt diesen mit heftigen Worten also: „Alles geht jetzt mit klatschender Geisel und wüthigem Grimme auf die abergläubischen, schwärmerischen Pfaffen los; wer geiselt mir aber die Seelenmörder, die Bibelfeinde, die Christusspötter?"[126]) oder er meint: „Ehemals würgte der Aberglauben Leiber (gemeint die Hexenprozesse) - - jetzt mordet der Unglaube Seelen".[127]) Ja, jetzt ist ihm die Religion Mittelpunkt und Achse der Staatsverfassung, Religionsgleichgültigkeit aber alles Uebels Wurzel und Anfang.[128]) 1788 meint er, auch verirrte Andacht ist verehrungswert und schon 1787 hatte er in seine Chronik geschrieben; „Jedenfalls ist der Abergläubische ein besserer Untertan als der Ungläubige" Selbst gegen die Toleranz ist Schubart in späteren Jahren mißtrauisch und meint von der Aufklärung 1788 in der Chronik S. 348: „Was sich als aufgeklärtes himmlisches Feuer" ausgibt, ist oft nur Unglaube. Auch ist er, namentlich im Interesse des Staatswohles für das Wöllnerische Religionsedikt Preußens unter Friedrich Wilhelm II., das nach der freien Periode unter Friedrich dem Großen nachdrücklichst für Orthodoxie eintritt und diese unter Strafandrohung von den Geistlichen fordert. Der einzig finstere Fleck auf dem Lichtbild Friedrichs II. ist für Schubart die Gleichgültigkeit des Monarchen gegen alle Religion.[129]) Schairer meint in seinen Ausführungen [130]), an diesen Wandlungen sei die dumpfe Kerkerluft schuld. Ferner führt er aus, die konservativen Einschläge und Rückschläge in Schubarts Liberalismus seien von dem Motiv der Rücksichtnahme auf das Wohl des Ganzen, des Staates, diktiert. Aus dieser Rücksicht heraus wolle Schubart die Freizügigkeit beschränken; darum wolle er Preßfreiheit und religiöse Toleranz auf einen gewissen Grad reduziert wissen. Dieser gleichmäßige patriotische Hintergrund verwische wohltuend den

124) Chr. 1776, 831.
125) Chr. 1775 S. 641.
126) Chr. 1790, 368.
127) Chr. 1788, 80.
128) 1790, 190.
129) Chr. 1788, 558.
130) Diss. S. 59-60.

unangenehmen Eindruck greller Dissonanzen. Doch das scheint mir nur eine Seite des Schubart'schen Wesens zu betonen. Schubart ist nämlich viel zu wenig einseitig, um nur im politischen Element aufzugehen, obwohl hierin seine Hauptstärke liegt. Gewiß war er Patriot durch und durch. Das erklärt vieles. Aber eine andere Seite scheint mir in diesem scheinbaren Widerspruch in Schubarts Charakter zum Durchbruch zu kommen. Er ist nun einmal Schwabe und als solcher nicht nur politisch-patriotisch orientiert. Das Grüblerische, das diesem Volksstamm eigen ist, ist auch an ihm nicht spurlos vorüber gegangen. Und wie seine Landsleute zu Luthers Zeit neben dem politisch-sozialen Element starke religiöse Einschläge mystischer, schwärmerischer Art aufwiesen, für den religiösen, kommunistischen Bauernkrieg Führer und Agitatoren stellten, so vermischt sich nicht allein zwangsläufig, sondern naturgemäß in Schubart das Pietistische, ja Apokalyptische mit dem rein Politischen. Beide beeinflussen sich dann wechselseitig. Die religiösen Gedichte des schwäbischen Journalisten sind nun einmal vorhanden und bilden einen nicht geringen Bestandteil seines Schaffens:

Immer fand man den Dichter und Journalisten Schubart auf Seiten der Unterdrückten gegen die Unterdrücker, auf Seiten des einfachen Mannes gegen den Höhergestellten, auf Seiten des Volkes gegen den Adel. Alle diese Bestrebungen aber fließen aus einem glühenden Patriotismus. Aus Patriotismus setzt er sich für den Merkantilismus ein, der die Bevölkerung halten und das Edelmetall dem Lande sichern will durch Einfuhrzölle. Der volkswirtschaftliche Gesichtspunkt ist für ihn bei Beurteilung der Ehe so wichtig, daß er sich sogar nicht scheuen würde, sie abzuschaffen, falls damit dem Staatswesen besser gedient wäre. Sein Interesse für Einwohnerstatistik mutet ganz modern an. Besonders bedeutungsvoll erscheint Schubart das Anwachsen der amerikanischen und russischen Bevölkerung. [131]) Für Bevölkerungsvermehrung aus patriotischem Interesse, desgleichen für Zölle gegen französische Waren setzt sich der Dichter ein. Er erkennt bereits die Wichtigkeit der Industrie, wettert gegen betrügerische Bankrotte, nicht weniger auch gegen die Lebensmittelsteuern, die damals (besonders die Salzsteuer in Frankreich) am härtesten empfunden wurden. „Bald werden die Schlehen verzollt werden, die unsere Buben von den Hecken pflücken" bemerkt er bitter in der Chronik von 1775, S. 99; und Schubart stimmt dem Haß des gemeinen Mannes gegen die „Cameralisten" bei, die wie er wörtlich sagt [132]) „nicht weise Verwalter des Staatsschatzes, sondern

131) Chr. 1775, 427; 1791, 166 ff.

132) Chr. 1775, 66.

„Plusmacher“ [133]) geworden sind. In dem formell ziemlich mißglückten Epigramm „Thraso“ kennzeichnet er ihren verabscheuten Stand also:

„Der Unterthanen Last erschweren,
Um seines Fürsten Schatz zu mehren,
An keinen Jammer sich zu kehren,
Und Städt' und Länder zu verheeren:
Dies ist die hohe Wissenschaft,
Die Thraso Ehr und Reichtum schafft.
Er hat des Tigers Grausamkeit,
Des Wolfes Raubbegier, die List
Des Fuchses, eines Hundes Neid,
Nicht seine Treu und Tapferkeit,
Und keines Menschen Herz, — er ist
Ein trefflicher Kameralist“.

Wenn er die Beamten der Fürsten schon so hernimmt, so setzt er diesen noch viel mehr zu, in seinen Gedichten und in der Chronik. Besonders auf den Herzog Karl Eugen von Württemberg hat er es abgesehen. Er wird, wie schon gesagt wurde, nicht nur in den Gedichten heuchlerischerweise gelobt, sondern auch im 2. Teil der Chronik, aus Diplomatie, so faustdick die Erlogenheit auch aufgetragen ist. Ja schon im ersten Teil finden sich solche Verhöhnungen im Gewande des Kriecherischen. Gewagt war es allerdings auch noch trotz der milderen Zensur nach der Aspergzeit, wenn Schubart über Karl Eugen folgenden Lobpreis losließ: [134]) „Karl, Karl, der du in den Annalen Württembergs so hoch hervorschimmerst, mit unvergänglicher Schrift habe ich deine jüngsten Thaten aufgezeichnet (spricht der Genius des sterbenden Jahres), deinen Eifer für Gerechtigkeit, Religion, Menschenbildung, Wissenschaft, Kunst. Dein seeliges Land bildet einen Garten, darin Bäume, Pflanzen und Blumen alle köstlich gedeihen.“ Gleich in der nächsten, in der Neujahrsnummer von 1788 geht es im selben Tone weiter. Er behauptet von Karl, in dessen Licht er sich sonne: „Dir reicht die Gerechtigkeit die goldene Schale, dir flechten die Musen den unvergänglichen Lorbeer, und dir reicht die Religion eine Palme, die dir jenseits des Grabes noch schatten wird“. [135])

Wenn Schubart aber von innen heraus ehrlich spricht, dann sagt er immer wieder, daß Adelige und Fürsten gerade so Menschen seien, wie andere auch, und dann meint er, das „Anstaunen

133) Chr. 1775, 255.
134) Chr. 1787, 413.
135) Chr. 1788, 4.

der Großen“ ist „gemeinen Seelen gewöhnlich“,[136]) ja er ruft den Fürsten zu:

„Ihr Fürsten einstens im Gedränge
„Der unzählbaren Menschenmenge
Wird mancher unter euch nah an der Seele stehn,
Die ihr mit Hohn als Bettler hier gesehn“.[137])

Noch mehr als gegen die Fürsten wendet sich Schubart gegen deren Höflinge und Kreaturen. Im ersten Jahrgang der Chronik wird folgende Fabel erzählt, die beide in gleicher Weise hernimmt: „In Lybien starb mal ein Löwe. Ein Fuchs war sein Parentator: Traurt, ihr Wälder, fing er an, eure Zierde ist dahin! Heule, erhabene Tierversammlung! dein Haupt ist nicht mehr! Thierliebe war die Stütze seines Throns! Ordnung begleitete ihn im weiten Gebiete seines Reiches. Er war ein Freund der Wissenschaften und Künste und — ach! er ist nicht mehr! Klaget ihr Eichen! Jammert, ihr Felsen! Heulet, ihr Thiere! — Was der Kerl lügt! sagte der Luchs zum Hunde. — Des Löwen Thron waren Knochen zerrissener Thiere. Im Walde herrschte die schrecklichste Unordnung, der Schwache war immer ein Raub des Starken. Unter seiner Regierung floh der weise Elefant in Wüsteneyen; der häusliche Biber zerstörte seine Wohnung, und starb im Flußsande; und Pavian Matz, der größte Maler an seinem Hofe, der ihn wohl 20 mal abkonterfaite, und seine Höhle in Fresco bemalte, krepierte vorgestern vor Hunger. Und das wundert dich, Luchs? sagte der Hund. Man sieht wohl, bist noch niemal unter den Menschen gewesen[138]) Das Köstlichste nach dieser Richtung unverblümter Offenheit ist ein Gedicht „Das Eingebinde“, welches wenige Wochen vor Schubarts Gefangensetzung erschien und eigentlich allein zu ihrer Erklärung ausreichen würde, falls es dem Herzog Karl zu Gesicht gekommen wäre. Es heißt:

138) Chr. 1774, 613 ff.

„Frau Löwin kam im Cedernwald,
Mit einem Knäblein wohlgestalt
Ins erste Wochenbette.
Da war im ganzen Reich kein Thier,
Das nicht dem Prinzen oder ihr
Was eingebunden hätte.

„Der Esel trat zuerst herbey,
Und sang mit bardischem Geschrey
Ein Lied zu beider Lobe.
Sogar gedruckt verehrt' ers ihr.

136) Chr. 1789, 388.
137) Chr. 1788, 433.

Gut, sprach sie, dieß ist zart Papier,
Tragts in die Garderobe.

Drauf goß der Tyger wohlgemut
Drey Löffel voll von seinem Blut
Dem Löwen in den Rachen:
Nun kannst du kalt auf Leichen stehn,
Rief er, und ohne wegzusehn
Der Unschuld Thränen lachen.

„Herr Fuchs strich seinen Schwanz mit Lust
Dem Kind auf Stirne, Mund und Brust,
Und sprach: Erlauchter Knabe,
Dir bring ich den Macchiavell
Gebunden in ein Lammes-Fell
Zur treuen Opfergabe.

„Gleich einem Stutzer balsamiert
Ließ nun der Geißbock hochfrisiert
Sich mäckernd also hören:
Nimm hin die Kunst zum Zeitvertreib,
Der Wittwe Kind, des Armen Weib,
Hochfürstlich zu entehren.

„Das nöthigste Geschenk, versetzt
Der Salamander, kömmt zuletzt;
Hier bring ich Molchpomade!
Nur brav das Herrchen mit geschmiert,
Auf daß ihm, wenn es einst krepiert,
Kein Höllenfeuer schade“.[139])

Hier spricht Schubart (Strophe 2) klar und deutlich ein für allemal aus, was er selbst im Innersten über seine Fürstenoden in Form von Prosa und Poesie dachte und für was er seine Geburtstags- und Begrüßungsgedichte hielt. Man sieht an diesem Beispiel Schubarts wie der Unterdrückte leicht ein Doppelspiel spielt und so den Eindruck des Unechten und Unwahren hervorruft.

Einmal ging dem Dichter auch während seiner Gefangenschaft der Gaul durch, und um so bitterer brach seine wahre Ansicht aus seinem gequälten Innersten hervor, je mehr er vorher alles in sich hatte hineinpressen müssen. Es war das in der „Fürstengruft“, die 1779 oder 1780 gedichtet wurde aus Zorn über den Herzog Karl Eugen, weil dieser seine bestimmte Zusage, Schubart in der nächsten Zeit zu befreien, nicht gehalten hatte. Schon

139) Chr. 1776, 736.

früher jedoch hat sich Schubart nach dem Bericht seines Sohnes Ludwig [140]) mit diesem Stoff getragen, nämlich schon seit seinem Aufenthalt in München, gegen Ende 1773, wo ein Requiem in der Gruft der Theatinerkirche die erste Idee in ihm entzündet hatte. Die ganze Entrüstung über dies gebrochene Wort klingt aus den Versen heraus. Die Leichen der Fürsten nennt Schubart „Fürstentrümmer", sie selbst „Götzen ihrer Welt" denen nur „kalte Tränen" und die nur von den Geistern der Marmorstatuen an ihren Denkmälern geweint werden. Mit bissigem Hohn fordert er nun die Höflinge auf, diese Berauber der Freiheit, diese Schänder der Unschuld, „das durchlauchte Gerippe", „mit Weihrauch, wie zuvor" zu beräuchern. Das ganze Sündenregister des Absolutismus wird mit dem ganzen Ernst des schwer Gekränkten und Verbitterten aufgedeckt, und eher die Anklage verstärkend, als abschwächend wirkt es, wenn am Schluße auch noch der guten Fürsten gedacht wird, denen ein milder Richter einst zurufen wird:

„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seid zu herrschen werth". [141])

So trat also Schubart mit ungewöhnlicher Schärfe und unter erschwerten Umständen gegen Fürsten- und Adelsherrschaft, überhaupt gegen jegliche Art von Bedrückung für eine freiheitliche Regierungsweise ein, oft spontan in einem Tone, wie sie eine spätere Zeit demokratischer konsitutioneller Monarchie nie geduldet hätte und wie er auch kaum versucht worden wäre. Und trotz alledem ist er zeitgebunden und lokalbedingt geblieben, auch in seiner Politik und politischen Dichtung. Aber für seine Epoche war es schon sehr viel, wenn sich jemand so ausschließlich wie er, mit Politik befaßte in Leben und Dichtung. Man kann füglich sagen, beides ist ihm in Eins verschmolzen. Der Großteil seiner Dichtung ist von politischer Tendenz durchströmt. Er befaßt sich als echter Politiker und Journalist, mit allem, was ihm unter die Finger kommt. Für seine Zeit aber war er hervorragend über alles orientiert, denn 25 Zeitungen und Zeitschriften sich zu Informationszwecken zu halten, wie Schubart es tat, war einzig dastehend in jenen Tagen und man kann nur bedauern, daß er zehn seiner schönsten Lebensjahre fern von Familie und Beruf auf dem Asperg vertrauern mußte. Denn zweifelsohne wäre seine Chronik unter seiner Leitung in ununterbrochener Herausgabe zu einem Organ geworden, das maßgebend gewesen wäre für den ganzen Südwesten Deutschlands. Er war einer der ersten, die mit Poesie

140) vgl. Brüstle, Diss.: Klopstok und Schubart S. 87 ff.
141) Hauff S. 208.

und Prosa in das Tagesleben hineingriffen, einer der ersten, der in seinem Blatt das rein Höfische mehr in den Hintergrund drängte, der das politische Sein vor dem politischen Schein beobachtete und, was die Hauptsache für einen Journalisten ist, eigene Meinung, Feuer, Ueberzeugung in seiner Zeitung brachte. Das war auch sein Programm und seine Auffassung vom Journalistenberuf, so wenn er im „Neujahrswunsch" auf das Jahr 1775[142]) schreibt: „Vorsicht!"[143]) gib mir weit mehr ungestümes Feuer in Busen, daß die Wahrheit nicht kalt, wie Wasser von der Felsenwand, sondern heiß, siedheiß wie Lava am Vesuve von mir herabströme! Wills alsdann nicht achten, wenn der Dümmling wieder mich schreyt, wenn der Fanatismus mich angrinzt, die Schüler des Aberglaubens in den Hüllen der Nacht auf mich lauern; — ists nur wahr, ists nur vaterländisch, was ich geredt habe". Seitenweise liest sich seine Chronik wie ein einziges politisches Gedicht, oft rein Klopstockisch; doch bringt er es auch fertig, kurz und bündig in Rede und Gegenrede mit seinem Gegner sich auseinanderzusetzen, wenn er auch nicht gerade die Form des Dialogs wählt. Spezifisch schwäbisch ist bei allem Feuer seine oft hausbackene Vorsicht gegenüber Neuem; das Neue soll sich zuerst erproben, bevor das Alte in den Rumpelkasten geworfen wird. Es soll sich organisch und harmonisch dem Alten einfügen. Er ist trotz aller Stürmerei nicht so fast für radikalen Bruch als für Ausgleich, so sehr der Schwung seiner klopstockisierenden Art es manchmal mutmaßen läßt. Nach Abstreifung alles Zeitbedingten wird man in Schubart einen Poeten und Journalisten erkennen, der im Allgemeinen aufrichtig und ehrlich seinen politischen Weg ging und nur da von seinen Grundsätzen abwich, wo brutale Macht mit eiserner Faust in sein Wirken eingriff und ihn zwang, wie so viele andere seiner Zeit, im Kampfe zu dem Mittel der List und der Verstellung Zuflucht zu nehmen. Wo seine gerade Schwabennatur ohne diese Mittel auskommen konnte, da tat sie es, und seine Kampflust ließ ihn, wie wir sahen, oft jede Vorsicht außer Acht lassen und ihn blindwütig in sein Verderben hineinstürmen. Das bezeugen am meisten die vorhin behandelten Gedichte „Zum Eingebinde" und „Die Fürstengruft" und bestätigen, was Fr. Th. Vischer irgendwo im „Auch einer" von den Schwaben sagt, für die Person Schubarts: „Was ein echter Schwab ist, wird nie ganz zahm". Das demokratische Elemement als spezifisch schwäbisches Volkscharakteristikum tritt, wie gezeigt wurde, bei Schubart ständig

142) Chronik 1775, 3.

143) In damaliger Zeit im Sinne von Vorsehung gebraucht; letzteres Wort erst später.

hervor und es zeigte sich schon früh bei dem Dichter, der schon zu seiner Gymnasiastenzeit in Nördlingen[144]) am liebsten mit Leuten aus dem einfachen Volk verkehrte, besonders mit Handwerksburschen, wie auch später fast alle seine Gedichte und die ganze Chronik mehr am Wirtstisch als auf der Redaktionsstube entstanden sind, mitten unter dem lauten Diskurs der anwesenden Gäste. In seiner ganzen Art und Lebensführung könnte man ihn wohl einen schwäbischen „Bürger" nennen, wie auch manche seiner Verserzählungen und Versanekdoten Anklänge haben an Bürgersche Art und volkstümlichen Einschlag verraten.

3. Politische Dichtung bei Schubarts schwäbischen Zeitgenossen.

War auch Schubart unter den damaligen Schwaben der hervorragendenste Dichter politischer Poesien, so stand er doch nicht ganz allein auf diesem Gebiet. Er hatte ähnlich gerichtete Zeitgenossen und Nachfolger. Diese zu erwähnen, soweit sie auf das Gebiet politischer Dichtung bezug haben, erheischt die Vollständigkeit.

Da dürfte vor allem einmal der in der Literaturgeschichte anderweitig berühmte Biberacher Wieland[145]) zu nennen sein. Im allgemeinen treffen auch auf ihn die schwäbischen Merkmale zu, die Schubart anhaften, doch mit dem einen Unterschied, daß man bei Wieland schon mehr danach suchen muß, um sie aus einem ganzen, weit anders orientierten Wesen als das herauszufinden, was sie sind, nämlich schwäbische Eigentümlichkeiten. Auch er ist, und noch viel mehr wie Schubart, ein Mann, der den Mittelweg einschlagen will. Er will überall gewandt und ohne Anstoß durchkommen. Er war mehr wie jener, ja fast ausschließlich, unselbständiger Eklektiker[146]), denn ganz im Sinne seiner Gewährsmänner Sonnenfels und Justi hatte er sich in den „Königen von Scheschian" im ganzen für das physiokratische System gegen den Merkantilismus entschieden. Wieland war bald mehr für das eine, bald mehr für das andere mit einer deutlichen Hinneigung zum Merkantilismus. Er wagte nicht, wie sein feuriger Landsmann — konnte es auch gar nicht bei seiner Stellung in Weimar — sich demokratisch zu gebärden. Er war nicht mit dem volksmässigen instinktiven Gefühl Politiker und politischer Dichter, sondern mehr von der Warte der gebildeten, auf-

144) Vgl. Hauffs Vorrede zu Schubarts Gedichten, S. 4, Mitte.

145) Dazu die Ausführungen von Hans Wahl: Palaestra CXXVII. „Geschichte des Teutschen Merkur" Berlin 1914.

146) Vgl. Roscher, Geschichte der Nationalökonomie S. 474 ff. u. Vogt, Wielands goldner Spiegel S. 80.

geklärten Theoretiker des 18. Jahrhunderts, „die in dem Wohlfahrts- und Polizeistaate des "despotisme éclairé" die Lösung der Verfassungsfragen erblickten. Er verwarf den Rousseauischen Rechtsstaat, die Volkssouveränität des "Contrat social", wie das „c'est moi" des absolutanischen Staatswesens, kam aber zur öffentlichen Anerkennung der englischen Constitution, die er von Montesquieu in ihren Grundsätzen gar wohl kannte, erst durch die französische Revolution. Was kirchenpolitische Fragen anlangt, hatte Wieland im „Goldenen Spiegel" den Toleranzstandpunkt betont — wie auch Schubart —, hatte den Nützlichkeitswert der Staatsreligion hervorgehoben, aber auch den Dualismus von Kirche und Staat verworfen und als Feind jeder Hierarchie die Kirche dem Staate untergeordnet. Wieland-Tifan war bekannt als überzeugter Gegner von Priestertum und Mönchtum, von „Bonzen, Fakiren, und Derwischen"; auch sympathisierte er mit dem deistischen Glaubensbekenntnis des savoyischen Priesters aus dem „Emile". Seine Pressebetätigung näherte sich schon mehr dem heutigen Ideal einer farblosen Presse, die nur, oder fast nur aus praktischen Gründen, und um eine immer weitere Abonnentenzahl zu gewinnen, auf mehr prinzipielle Erörterungen verzichtet, und rein chronistisch die Tatsachen zu berichten trachtet. Deshalb, um einem weiteren Kreise zu dienen, und um Einseitigkeiten zu vermeiden, schaltet Wieland konfessionelle Fragen im Merkur so ziemlich von vornherein aus, und macht sich zum Hauptgesetz, alles, was irgend einer in Deutschland recipierten Religion anstößig sein könnte, zu vermeiden. Wieland versagt, im Gegensatz zu Schubart, in den revolutionären Jahren zunächst auf dem Gebiete der allgemein treibenden Ideen in seiner Journalistik vollkommen, trotzdem gerade er den pädagogischen Wert politischer Bildung so stark betont. Er muß sich eben, wie er selbst sagt, anpassen und gesteht: „Möchte der Verfasser des politischen Artikels Macchiavell selbst sein, sobald er in Teutschland und in einem teutschen Merkur schreibt, muß er die Hörner einziehen und bloßer Annalist sein". [147]) Allerdings war der Merkur mehr literarische Zeitschrift und erst ab 1775 gab es politische Monatsrevüen, vorher nur vierteljährliche und gelegentliche Einzelartikel. Erst 1789 -1792 gewann der Merkur durch des Herausgebers Aufsätze zur französischen Revolution politische Bedeutung. In dieser Zeit war der Sitz der Musen zum Tummelplatz räsonnierender Kritik der Pariser Ereignisse geworden, denn die Leser verlangten es so. In diesen Jahren lag die Bedeutung Wielands fast ausschließlich in seiner politischen Haltung. Sogar er mußte

147) Wahl, Geschichte des teutschen Merkur, S. 61.

sich dem allgemeinen Wunsch fügen und politische Urteile fällen, wobei ihn sein gegenüber Schubart doch mehr weltbürgerlich eingestellter Standpunkt vor Entgleisungen bewahrte. Auch er ging in politicis den Mittelweg, und bereits Mirabeaus Tod, nicht erst die unmenschlichen Ausschreitungen von 1792 brachten ihn zur Erkenntnis der Unreife der damaligen Revolutionspolitiker. Gegen diese Abkehr von der großen Bewegung beklagte sich Schubart in der Chronik von 1791, im 65. Stück, und auch in Paris bedauerte man seine Schwenkung, indes er aber auch der Revolutionsfreundlichkeit geziehen wurde, so von Jacques Mallet du Pan, 1778—1792 politischer Redakteur des „Mercure de France", der ein glühender Feind der Pöbelherrschaft und ein eifriger Verteidiger der konstitutionellen Monarchie war. [148]) Es ist begreiflich, daß Wieland zu dieser Zeit mehr Journalist und mehr politisch orientiert war als je vorher und nachher. Schienen doch die Anfänge in Paris manche Realisierung der Utopien des „Goldenen Spiegels", Wieland Tifans und Wieland-Danischmendes in nächster Nähe zu versprechen. In das Horn des Fürstenlobes zu stoßen war Wieland weniger unangenehm als Schubart, und seine Lobeserhebungen auf Josef II. eben im „Goldenen Spiegel" von 1772, mit der unzweideutigen Absicht, nach Wien zu kommen, lesen sich doch wesentlich eher als Wahrheit, denn die heuchlerischen Tiraden Schubarts, und wie dieser durch seine Verehrung Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelm II. schließlich frei kam, so gelang es jenem mit dem Fürstenspiegel der „Könige von Scheschian", Herzogin Anna Amalia zu bewegen, ihm Karl August zur Erziehung anzuvertrauen. Treitschke [149]) spendet Wieland das Lob, in diesem Prinzen das Verständnis für den Staat geweckt zu haben und er nennt Wieland den einzigen unter den deutschen Klassikern, der den Regungen der Tagespolitik mit reger Teilnahme gefolgt sei, wie ja schon 1794 der Kopenhagener Professor Detlev von Eggers in seinen „Denkwürdigkeiten der französischen Revolution" [150]) Wieland zu jenen zählt, die die öffentliche Meinung in Deutschland am stärksten beeinflußt haben. Das Hauptelement in der politischen Dichtung und Schriftstellerei Wielands ist die kluge Ueberlegung und das Moment des Pädagogischen, das im Zeitalter Rousseaus Trumpf war. Fein hinter dem Vorhange eines freudigen Humors verbarg er seine politischen Tendenzen in den Abderiten. Nirgends tritt bei Wieland das spezifisch Schwäbische mehr hervor wie in diesem Werke launiger Selbstverspottung der eigenen Biberacher Reichsstadtheimat mit ihren Fehlern und

148) Zeitschrift für Geschichte und Politik 5; 1888, S. 770.

149) 2 Bd. S. 404.

150) Kopenhagen 1794, S. 17 Vgl. Wahl S. 207.

Schwächen. Ist auch nicht alles auf Biberach zu beziehen, so doch ein gut Teil, namentlich die Stellen der konfessionellen Streitereien in Abdera, denen sicher Biberachs Verhältnisse in religiöser Hinsicht Modell gestanden haben. Die launige Selbstverhöhnung ohne den Zug ins Bittere oder Gemeine ist eine spezifisch schwäbische Eigentümlichkeit. Wir werden sie bei Vischer wieder verkörpert finden; wenn auch hier schon etwas mehr in satirischer Nüancierung, so doch weit entfernt von der giftigen Unfreundlichkeit Heinescher Manier politischer Ironie und Geiselung, welche mehr an Flagellantentum und Selbstzerfleischung gemahnt als an ein ehrliches, offenes Sagen der Wahrheit, und die mehr Selbstzweck ist als Mittel zum Zweck, nicht aufbaut, sondern zersetzt und ätzt wie eine Säure.

Schubart näher als Wieland steht zweifellos der junge Schiller mit seinen auf Politisches tendierenden Jugenddichtungen, übertrifft ihn aber weit durch gewaltige Ueberholung des Klopstockschen Schwunges und durch realistischere Eindrucksmöglichkeit und Lebenswirklichkeit. Es ist nicht der Ort, hier über Schillers politische Dichtung sich zu verbreiten, denn das politische Element ist bei Schiller nur ein Akzidens, nicht so sehr Substanz, trotzdem dieses Akzidens, vielleicht gerade weil es nur Begleitung ist, und nicht führende Melodie, ungeheuer stark wirkt und Schillers revolutionäre Jugenddichtung, seine weitere vaterländische Dichtung und das Hohe Lied auf Demokratie, Volkstum, politische Gleichheit, der „Tell" damals politisch wohl noch stärker gewirkt haben als die Sozialdramen der 80 er, 90 er Jahre des vergangenen 19. Jahrhunderts auf ihre Zeit. Jedenfalls berühren sich Schubart und Schiller ganz wesentlich in ihrer Vorliebe für das Demokratische, - sie müßten ja nicht Schwaben sein — Schubart mehr tendenziös und nur-politisch, Schiller auch-politisch durch Bevorzugung des demokratischen Elements in seiner Stoffwahl: so in den „Räubern", Selbsthilfe gegen Gesellschaft, im „Fiesko" Revolution gegen die Dorias, im Carlos die erwachende Freiheit und Jugend gegen verknöchertes absolutes System und Alter, in der Jungfrau das einfache Hirtenmädchen im Gegensatz zu den ohnmächtigen Mächtigen des regierenden Systems, bis hinauf zum Tell und zum Demetrius, überall das Aufstrebende einer Unterströmung gegen einen Druck von Gewordenem und Seiendem, ein Kampf des Lebenden gegen das Erstarrte. Ein Sprossen und Wehen politischer und vaterländischer Freiheit dringt aus Schillers Dichtungen; gelegentlich findet er auch einen lokalpatriotischen Ton, wie ihn die Eingangs- und Schlußstrophe zu „Graf Eberhard" charakterisiert:

„Ihr — Ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld
Gebar das Schwabenland".

Ein etwas älterer Zeit- und Leidensgenosse Schubarts war der Tübinger Professor der Rechte Johann Jakob Moser (1791—1785)[151] der zwar nicht wegen Beleidigung aber als unerschrockener Vorkämpfer der landständischen Rechte (vgl. später Uhland) gegenüber den Vergewaltigungen Herzog Karl Eugens 5 Jahre auf dem Hohentwiel eingekerkert wurde (1759—1764) und nach seiner Freilassung das Ziel seines politischen Strebens, für das er auch poetisch eintrat, nämlich die Sicherstellung der württembergischen Verfassung, doch noch erreichte. Auch hat er das Verdienst um die deutsche Literatur in Schwaben, alle seine Werke über deutsches Staatsrecht und europäisches Völkerrecht durchweg und tadellos deutsch geschrieben zu haben.

Der Tübinger Oberamtmann und Dichter Johann Ludwig Huber (1723—1800) stemmte sich gleich nach Mosers Freilassung 1764 ganz energisch gegen den Herzog und verweigerte seine Mitwirkung bei der Ausführung eines verfassungswidrigen Steuerprojekts, wodurch er das Signal gab zu einer allgemeinen passiven Resistenz im ganzen Lande. Er kam deshalb ein halbes Jahr auf den Asperg, mußte aber nach dieser Frist auf Fürsprache des kaiserlichen Gesandten freigelassen werden. Gleich nach seiner Ankunft auf dem Asperg dichtete er:

„Auf geht der Tag; ging mir ein einz'ger Morgen
In zehn Jahren Lauf
So wolkenlos, so ungetrübt von Sorgen,
Wie hier im Kerker auf?"

Seine Gedichte (1798) und die Selbstbiographie „Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muse auf der Vestung" atmen heitere Ergebung in sein Schicksal und zeugen von Stolz und ungebeugter Standhaftigkeit. Edelsten Ausdruck gibt er hier in den auf Asperg entstandenen Gedichten seiner innigen Liebe für sein württembergisches Heimatland. Er gab schon seiner Begeisterung für Friedrich den Großen Ausdruck. Er war überhaupt nicht nur politisches sondern auch literarisches Vorbild; die jüngeren Talente seiner Heimat blickten zu ihm als einem Förderer einheimischer Poesie empor. Tiefer sittlicher Ernst zeichnet Huber aus und ernste Frömmigkeit; er ist nicht vom genialischen Typ sondern von der Art, wie sich Uhland später entwickelte. Nicht nur

151) Vgl. Krauß. Schwäb. Literaturgesch. S. 138 und Wohlwill: Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben S. 2/3.

politische Lyrik lieferte Huber; er dichtete ein Melodrama „Tamira“ [152]), das in schwungvoller Prosa den Sieg der Königspflicht über die Vaterlandsliebe zur Darstellung bringt. „Staatswohl geht vor Eigenwohl“, ist sein Prinzip und das kommt auch zum Ausdruck in seinen poetischen Erzählungen, Fabeln, Epigrammen, die vielfach politischen Einschlag zeigen. Auch abgesehen von den auf dem Asperg entstandenen Liedern Hubers und denen, die mit seinen politischen Kämpfen in Verbindung stehen, ist es, wie auch für andere schwäbische Dichter, für ihn besonders charakteristisch, daß seine Werke über das eigentlich Politische hinausgehen und Antriebe sein wollen für das sittliche und politische Leben. Er nimmt in gewissser Beziehung die Ideen des jungen Schillers vorweg, indem er es in seiner ersten Gedichtsammlung [153]) schon 1751 als Aufgabe der Poesie bezeichnet, die nicht alle Laster treffende Justiz zu ergänzen und selbst den Herrschern ihre Pflicht vor Augen zu führen; er sagt:

„Wer straft die Obrigkeit, die keine Höhre scheut,
Die Nichts dem Unterthan, sich alles selbst verzeiht?
Wenns nicht der Dichter sagt, wer sagt beherzt den Prinzen?
Sie seien, was sie sind, durch Beifall der Provinzen“.

Zugleich wieder ein typisches Dokument der jederzeit in Schwaben herrschenden demokratischen Gesinnung. Hubers Dichtungen enthalten wichtige Elemente der Schillerschen Muse: Begeisterung für Bürgertugend, Haß gegen Tyrannei, Schillersches Pathos; doch nicht die Kraft seines großen Landsmannes. Auch war er viel zu praktisch juristisch orientiert, sagen wir ruhig, trotz Pathos und Schwung, zu schwäbisch hausbacken, um etwa für Schillers „Räuber“ oder Tells patriotische Mordtat Sympathie oder gar eine Rechtfertigung aufzubringen.

Verwandt mit Huber in literarischen Dingen war der ihm politisch gleichgesinnte Freiherr Eberhard von Gemmingen (1726 bis 1791), dem wie jenem trotz seines Geburtsadels Vorzug und Geburt nichts, Verdienst und Tugend alles galt. Allerdings fehlte ihm der für Huber charakteristische kraftvolle Ausdruck, er war dafür aber geschmeidiger in seiner Sprache. Auch er machte mit der Festung Bekanntschaft. Wie scharf überhaupt gegen jede auch nur im geringsten von der hergebrachten Form abweichende Art im öffentlichen und halböffentlichen Leben vorgegangen wurde, beweist das Schicksal des damaligen Tübinger Theologie-

152) Tübingen 1791: Ein König Golkonda opfert seine Tochter, um das Land von der Pest zu befreien.

153) Oden, Lieder und Erzählungen, Frankfurt und Leipzig 1751, S. 113. Vgl. Wohlwill: Weltbürgertum .... S. 66/67 und Krauß I S. 145/147.

professors Faber, der die Theologen für Literatur begeisterte und sie mit neueren freiheitlicheren Strömungen bekannt machte. Er wurde deshalb von dem ihm früher übertragenen poetischen Lehramt abgesetzt und auf die Theologie beschränkt. Schärfer noch ging man gegen seine Schüler vor. Die Monatsschrift „Neue Beiträge zum Vergnügen des Geschmacks, des Verstandes und Herzens", welche 1763 die beiden Stiftler Johann Jakob Guoth und Johann Christoph Schwab herausgaben, wurde unbarmherzig konfisziert und die beiden Herausgeber samt dem Buchdrucker auf mehrere Tage in den Karzer gesperrt. Schubart war also nur nur einer aus den vielen Unterdrückten, wenngleich sein Los ungleich härter war, als das seiner geringeren Leidensgenossen erscheint. Harmlos verlief indessen das Leben seines Zeitgenossen Immanuel Pfleiderer (1745—1811), Generalsuperintendenten von Oehringen, der sich 1767 mit einem ebenfalls harmlosen politischen „Gedicht von der Glückseligkeit eines Staates unter der Regierung eines Weltweisen" zu den die Oeffentlichkeit diskutierenden Poeten gesellte.

Leichter gegen die „Tyrannen" auftrumpfen konnten die Reichsstadtkinder, denn dort war es trotz Patrizierherrschaft nicht so gefährlich, demokratisch zu reden und zu dichten, wie im eigentlichen Alt-Württemberg. Das besorgte denn auch reichlich der durch den „Siegwart" anderweitig bekannte Ulmer Miller, der wie Schubart stark klopstockisierte, viel von deutschen Männern und Frauen im Bardenton deklamierte, gegen französisches Wesen donnerte und — wie so usus — kräftig auf die Tyrannen fluchte, mit denen er gar nicht in Berührung kam. Vielfach hat man bei ihm den Eindruck erzwungener Stimmungen. Etwas gar idyllisch zeichnet der Memminger Dichter und Handwerker Städele[154]) anläßlich eines Schwörtages die Zustände seiner Heimatstadt in poetischer Form. Er dichtet aus seiner engen lokalgebundenen Heimatliebe heraus:

„Umstrahlt von Gottes Herrlichkeit,
Im Tempel schwur die Obrigkeit,
Schwur Bürger, Unterthan und Knecht,
Zu halten Treu, zu schützen Recht.

Wir geh'n umher, so froh und frei!
Das Beulenjoch der Tyrannei
Und ihre Kette drückt uns nicht,
Und ihre Peitsche treibt uns nicht.

Wir schließen unsere Kammer zu.
Wer schreckt uns auf aus uns'rer Ruh?

154) Wohlwill: Weltbürgertum und Vaterlandsliebe . . . S. 67.

Im Frieden nehmen wir vom Heerd
Das Mahl, vom Schöpfer uns beschert.

Klagt eine Wittwe Drang und Noth?
Und bringt ein Waise Stein für Brot?
Wir gehen an der Eintracht Hand,
Geschlungen in ihr selig Band". [155])

Weniger zufrieden gab sich der Ulmer Schlosserssohn, Michael Afsprung, dem seine gegen Mängel in Rat und Verwaltung gerichteten satirisch gehaltenen Poesieen den herbsten Ausdruck der Mißbilligung seitens der hohen Herren eintrugen, weshalb er den Staub von den Füßen schüttelte und zu den, wie er meinte, freieren Zürichern übersiedelte. Er war schließlich als begeisterter Revolutionsmann Sekretär der helvetischen Regierung in der Schweiz geworden.

Am beißendsten über Kleinstädterei und Reichstädterei aber schrieb in Vers und Prosa der Schubart kongeniale, wenn nicht überlegene [156]) Wilhelm Ludwig Wekhrlin, der von diesen Miniaturfreistaaten sagte, sie „hingen wie Spinnegewebe in der deutschen Monarchie". Wekhrlin redigierte in Baldingen, einem Dorf im Gebiet des Fürsten von Oettingen-Wallerstein unter dessen Schutz und Protektion die politischen Zeitschriften „Chronologen" und „Das graue Ungeheuer", die er auch mit politischen Gedichten untermischte.

Besonders gegen das nahe Nördlingen und Rothenburg richtete sich seine scharfe Feder; so verspottete er die Städte um ihrer Bürgermeister willen. „Schwaben ist", so schreibt er, [157]) wie man weiß, der Tummelplatz der Reichsstädte. Unter meinem Gesichtswinkel liegen diesen Augenblick ihrer drei. In der einen ist der regierende Bürgermeister ein Kannegießer, in der zweiten ein Strumpfwirker, in der dritten ein Garnbleicher. Diese Schurzfleckmajestäten regieren mit einem Genie, das usw." Jedenfalls hatte der Herausgeber des „Grauen Ungeheuers" bei weitem nicht die Ernsthaftigkeit und Entschiedenheit Schubarts. Er stand ganz unter dem Einfluß seines genannten fürstlichen Brotherrn, der ihn als gewandtes Sprachrohr für seine Laune gebrauchte. Der im selben Jahre wie Schubart geborene und 1792 verstorbene Wekhrlin war deshalb nicht gut auf die Reichsstädte zu sprechen, weil ihn die Nördlinger nach halbjähriger Herausgabe der politischen Zeitung „Das Felleisen" im Mai 1778 aus ihren Mauern vertrieben hatten. Dafür hat er sich 1786 gerächt durch eine

155) Vgl. Ged. von Christoph Städele, Memmingen, 1782 S. 126 ff.

156) Wohlwill S. 8 nennt ihn den witzigsten und geistvollsten politischen Schriftsteller Deutschlands im 18. Jahrhundert.

politische Schmähschrift in Knüttelversen auf Stadt und Bürgermeister, die ihresgleichen an Bissigkeit sucht. Zu Schubart stand er insofern im Gegensatz, als er mehr aristokratisch als demokratisch eingestellt war. Doch ging er mit ihm in seiner Preußenverehrung. Auch Wekhrlin nannte Friedrich II. den „Einzigen", „Größten", „Unerreichten". Für den Ulmer Thomas Abbt (1738 bis 1766), späteren Philosophieprofessor an der Universität Frankfurt a. d. Oder und ab 1761 an Lessings Stelle Mitarbeiter an den Literaturbriefen[158]) ist das Preußentum geradezu zum eigentlichen Lebenselement geworden, eines von den vielen Beispielen, daß Schwaben die Vermittler fremder Ideen und Bestrebungen werden, meist jedoch, ohne ihre Stammeseigentümlichkeit zu verlieren. Abbt ergeht sich mit seiner schwungvollen, poetischen Abhandlung „Vom Tode fürs Vaterland" in Bewunderung für den preußischen Staat und seine Helden. Ueberhaupt war auch außer Schubarts überschwenglichem Lob auf Preußen damals ein gut Teil schwäbischer Dichtung „fritzisch" eingestellt, so der „Siegwart" des schon genannten Miller, die Chronik Schubarts in der bis 1793 erfolgten Fortsetzung durch Stäudlin, ferner Conz in seinem Gedicht „Hohenzollern im Schwäbischen Musenalmanach von 1785, wo dem Genius des großen Preußenkönigs folgende Huldigung dargebracht wird:

„Sieh! noch bog sich mein Knie wie mein unsclavischer
Nacken niemals der Macht und der beräucherten
Hoheit; aber es beugt sich
Deinem Geiste der meine tief". [159])

Thill (1747—1772),[160]) ein Stuttgarter und später Vikar seines Vaters zu Großheppach, wandte sich mehr allgemeinem Patriotismus und allgemeindeutscher Politik zu. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, Biographien verdienstvoller Deutscher zu schreiben. Ein Gedicht „Tempel des Verdienstes der Deutschen" war bereits von ihm begonnen worden; es sollte Geschichten von Heiligen, Helden, Fürsten, Gesetzgebern und Weisen, daneben auch Tugendbilder aus den Hütten, von den Uranfängen des Germanentums bis auf die Tage Josefs II., umfassen. Seine Begeisterung gilt vor allem dem deutschen Kaisertum. Er meint von ihm:

Nichts Größeres, Vater, ließest du die Sonne sehen,
Als Deutschlands Kaiserthron,
Den Bagdad nicht mit seinen zinsbar'n Heeren

157) Graues Ungeheuer, X., S. 193.
158) Näheres bei Krauß I, S. 211 ff.
159) Wohlwill S. 75.
160) Wohlwill, S. 76; 17 und 18.

Erschüttern konnte, nicht der Chan
Treuloser Hunnen, nicht der Normann, der in Meeren
Auf Tod der Tapfern sann".

Wehmütig begrüßt er in einem anderen Liede den Hohenstaufen, das Wahrzeichen untergegangener mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit. Er ruft ihm zu:

„Sei mir heilig, Kind der Erde,
Oeder, stiller Hügel hier!
O du Land voll Trümmer werde
Einer Gottheit Tempel mir!

In den wunderbaren Zeiten
Alter deutscher Redlichkeit,
Warest du bei Krieg und Streiten
Uns'rer Helden Sitz geweiht . . . . .

Wenn unrühmlich wir verderben,
Weil für Gott und Vaterland,
Keiner wieder wagt zu sterben,
Keiner blutet in dem Sand;

O dann heb aus Finsternissen
Noch einmal dein modernd Haar,
Grauer Hügel! Laß es wissen,
Was Teutonien einst war . . . . ." [161])

Gleichfalls auf das politische Gebiet wagten sich mit ihren Dichtungen der Theologe Bahnmaier, der jedoch ziemlich als Klopstockepigone betrachtet werden kann, wie auch Friedrich Karl Moser, der durch reichspatriotische Aufrufe Aufsehen erregte.

Anders geartet war der Eßlinger Friedrich Bernritter (1753 bis 1803), der Satiriker Altwürttembergs, der im zweiten Teil seiner „Württembergischen Briefe" stark auf das sozial-politische Gebiet überschwenkt, während sich der Ludwigsburger Dekanssohn Johann Josef Schmidlin (1725—1779) in England und Hamburg dichterisch-journalistisch betätigte und zuletzt gar an die Herausgabe eines großen, „Katholikon" genannten Real- und Universallexikons der französischen Sprache in London ging.

Die reinsten Töne politisch-patriotischer Dichtung aber fand in dieser Zeit in Schwaben Hölderlin. Er faßte das patriotische Geschehen rein dichterisch auf; auch das Politische wird im Schmelzofen seiner glühenden Seele zu etwas Durchgeistigtem, zu einem von intensivster Innigkeit Durchwühlten. Er faßt auch dieses Gebiet mit den Mitteln des Pathos und der Begeisterung,

161) Beide Gedichte in Mathissons lyr. Anthologie, Bd. IX, S. 126 ff., S. 117 ff.

so wenn sein Preis Schwabens erklingt in dem Jugendgedichte zum Lobe Kepplers:

„Mutter der Redlichen! Suevia!
Du stille! Dir jauchzen Aeonen zu!
Du erzogst Männer des Lichts ohne Zahl,
Des Geschlechts Mund, das da kommt, huldigt dir!"

So wenn er 1790 und 1792 seine Hymnen an die Freiheit singt, die an Schwung keinem Revolutionsgedichte nach-, aber an edler Gesinnung manchem voranstehen. Die erste von 1790 schließt mit den höchsten Tönen:

„Dann, am süßen, heißerrungenen Ziele,
Wenn der Ernte großer Tag beginnt,
Wenn verödet die Tyrannenstühle,
Die Tyrannenknechte Moder sind,
Wenn im Heldenbunde meiner Brüder
Deutsches Blut und deutsche Liebe glüht,
Dann, o Himmelstochter, sing ich wieder,
Singe sterbend dir ein letztes Lied".[162])

Desgleichen läßt sein Gedicht „Kanton Schweiz" von 1792 deutlich erkennen, daß er mit innerster Anteilnahme den Zeitgedanken aufgeschlossen war, und, lange bevor Schillers Tell erschien, in seiner echt schwäbischen Freiheitsliebe das Land der Eidgenossen und seine Befreier besang mit den Worten:

„Lebe wohl, du Stätte des Schwurs! Dir jauchzten die Sterne
Als in heiliger Nacht der ernste Bund dich besuchte.
Herrlich Gebirg, wo der bleiche Tyrann den Knechten vergebens,
Zahm und schmeichlerisch Mut gebot, zu gewaltig erhub sich,
Wider den Trotz die gerechte, die unerbittliche Rache.
Lebe wohl, du herrlich Gebirg! Dich schmückte der Freien
Opferblut, es wehrte der Thräne der einsame Vater.
Schlummere sanft, du Heldengebein! O, schliefen auch wir dort
Deinen eisernen Schlaf, dem Vaterlande geopfert,
Walters Gesellen und Tell im schönen Kampfe der Freiheit".[163])

In seinem Gedicht „An die Deutschen" ruft er diesen zu, doch endlich die Tatenarmut abzulegen und das gedankenvolle Wesen, das ihnen eignet, zur wirklichen Tat werden zu lassen.

162) Im Schwäbischen Musenalmanach 1792 S. Deutsche Nationalliteratur 135,2 S. 402ff.

163) S. 423—425 der Deutschen Nationalliteratur 135,2.

4. Stellung Schwabens zur damaligen deutschen Literatur.

Will man diese bis jetzt geschilderte Art schwäbischer politischer Dichtung recht verstehen, so ist noch ein Blick zu werfen auf ihre Ursprünge und ihr Hineinverwachsensein in den Ring allgemeindeutschen Literaturgeschehens. Zeitlich fällt die Schubartperiode zusammen mit dem, was man allgemein Sturm und Drang nennt oder auch weiter gefaßt, Genieperiode. In Frankreich war die Bewegung politisch geworden, erfaßte aus ursprünglich literarischen und philosophischen Keimzellen heraus im Sinne einer ins Aktivistische umschlagenden Aufklärung die ganze Nation und führte sie vermöge ihrer zentralistischen Geschlossenheit zur tatsächlichen levée en masse, die sich explosiv und mit ungeheuerem Enthusiasmus nach allen Seiten hin gewalttätig weiter zu verbreiten suchte, in den Koalitionskriegen sich zur Eroberung bereitete, um im Napoleonismus ihren Höhepunkt zu erreichen. In Deutschland hingegen erfaßte diese Bewegung nur die Elite der Nation; nur die literarisch gebildete und von den westlichen Ideen beeinflußte junge Generation fing Feuer. Dieses blieb rein theoretisch trotz allen Gigantenwesens und trotz aller Kraftsprüche, trotz Bardengebrüll und Revolutionsbegeisterung. Warum? Die junge Generation zersplitterte sich in echt deutschem Individualismus auf die verschiedensten Gebiete. Ihr kam es auf das All, das Ganze ihres Kräftespiels, die gleichzeitige Betätigung aller menschlichen Fähigkeiten an. Die junge Generation wollte in einem Titanensturm die ganze Gegenwart erobern in unendlichem Weltvertrauen und intensivem Zukunftsglauben. Schon recht, aber das Hineinleiten dieser wildfeurigen Energien in die Stromläufe praktischer Betätigung und klarer Zielrichtung unterblieb. Wohl erhob sich ein Besinnen deutscher Dichtung auf sich selbst, auf eingewachsenes Volkstum, wohl besannen sich die Genies auf das eigene Ich, man erging sich in Selbstüberhebung, in Posen, Tiraden, ungeheueren Ansprüchen ans Leben. Es war ein gut Stück Renaissancemensch wieder erwacht, eine moderne species des uomo universale (daher die Vorliebe für Italiens Renaissance), doch es fehlte das, was Mercier in Frankreich mit Erfolg forderte: „Nous devons être citoyens agissants“. Die junge Generation, zu der Schubart und sein Kreis peripherisch noch gehörten, hatte wohl das Feuer einer Rauschbegeisterung, wenn man so sagen will, aber die intellektualistische Unterfundierung, die willensmäßige Triebkraft fehlte, während sie in dem durch den Absolutismus geeinten Frankreich vorhanden war, und aus dem Absolutismus des Einzelnen in direkter

Umkehrung zum Absolutismus aller gegen den Einzelnen, wenn auch nicht in seiner letzten Konsequenz, den Kommunismus, umschlug. Oder wie es Schubart einmal ausdrückte:[164]) „Laß 'nen Feuerkopf abgekühlt sein, er wird das schlechteste Zeug rausschwätzen; heiß aber schreibt er wie'n Engel . . . . der philosophische Kopf aber ist immer heiter und ruhig". Der Deutsche schlug sich mit der Theorie herum, indes der Franzose diese in die Tat umsetzte. Die Devise „Fort mit der Studierstube zum Leben", blieb eben Motto über den Studierstuben. Der Geniebegriff[165]) wurde nicht zum Programm politischer Aktion, er blieb philosophisch religiös und wandelte sich vom „Daimonion ti" des Sokrates zum Begriff Künstler, Mensch, Dichter und dann weiter zum Begriff rein unpersönlicher Begabung, zu dem, was wir heute noch Genie nennen, nämlich den Menschengeist in seiner höchsten Erscheinung, als angeborener, geheimnisvoller, ungewöhnlicher Begabung. Durch die Popularphilosophen wurde dann der Geniebegriff auf Gelehrte, Herrscher, Feldherrn, den Kaufmann und selbst den Verbrecher übertragen, so von Schubart in der Deutschen Chronik vom 25. April 1774: „Auch unter den Rebellen und Straßenräubern gibts Genies", . . . „und Cartousch und Kässebier würden vielleicht unter anderen Umständen Condés und Dessaus geworden sein".[166]) Dazu kam die allgemeine Zeitkrankheit in Deutschland, die spezifisch germanische, in England gebürtigte Sentimentalität, die sich in bardisch-patriotischen und religiösen Gefühlen ergoß, und sich trivialisierte durch intensives Kleben an Alltagszuständen. Wie sollte man da zu politischer Tat kommen, da die Empfindsamkeit wie ein Opiat, das immer reichlich genossen werden mußte, sich in die Gemüter einwohnte? Die Empfindsamkeit war fast naturnotwendig geworden und wenn Schubart in seiner religiösen Asperglyrik von ihr umgarnt war, so war das noch kein Zeichen seiner politischen und inneren Bekehrung, kein Merkmal geistiger Gebrochenheit, wie meist angenommen wird, sondern eben eine Seite der Genieperiode, die auch in ihm sich auslebte. Die andere Seite, das Kraftvolle, Derbe, Deutschbewußte, Formlos-Gewaltige trat mehr in der Sprache zutage, in der ja das Kernige seit den Schweizern geliebt wurde. Vorbilder waren Luther, Hans Sachs, und vor allem Hutten, Herders und Schubarts Liebling, denn Schubart haßte die Sprache im Kurialstil und in weiten schwülstigen Verschnörkelungen.

164) Deutsche Chronik, 20. Juli 1775.

165) Köster, die Literatur der Aufklärungszeit; Heidelberg 1925, Carl Winters Univ.-Buchh. S. 256 ff.: im Anhang: d. allg. Tendenzen der Geniebewegung S. 237—291.

166) Beachte wieder das Hervortreten demokratischer Neigung.

Und eben Schubart ist es, der diese Errungenschaften des Sturms und Drangs, die fesselbefreite Sprache für die Politik als eine scharfe und schneidige Waffe zum erstenmal mit Erfolg angewendet hat.

Revolutionär auf politischem Gebiet konnte die neue Bewegung sich auch deshalb nicht auswirken, weil ihr in dem kleinstaatlich aufgebauten Volksganzen zu viele Hemmnisse lokaler, stammlicher, dynastischer, kirchlicher, wirtschaftlicher, zensurbedingter, polizeilicher Art entgegenstanden. Deutschland war nicht reif für die über den Rhein gekommenen Ideen. Für Deutschland gab und gibt es keine diktierende Zentrale. Erst die Not und die gemeinsame Pein aller deutschen Territorien machte es möglich, einmal das ganze Volk zu einem Abwehrblock zusammenzubringen, der den Stoß von Westen in wuchtigem Gegenstoß in den Freiheitskriegen parierte. Erst durch diese Erlebnisse waren auch die vorher latent und einzeln vorhandenen Bestrebungen politischer Reformen ins Bewußtsein des Volkes heraufgestiegen, aber schon vorher pariert worden durch die Reformen Steins, durch eine Art Revolution von oben. Zudem waren die alten Mächte wieder fest im Sattel und durch fast ein halbes Jahrhundert hin bis 1848 hielten sie die politischen Bestrebungen einer Summe von Einzelenergien politischer Köpfe mit ihren Machtmitteln in Schach.

III. Politische Dichtung Schwabens zur Zeit der französischen Revolution und der Freiheitskriege.

Sehen wir zunächst als überleitendes Moment, wie zur Zeit der französischen Revolution und der Befreiungskriege die politische Dichtung Schwabens sich ausnahm. Wenig ist vorhanden und dieses Wenige ist nicht der Aufschrei eines nationaldurchglühten Südwestens, sondern nur das vereinzelte Rufen dünn gesäter Stimmen aus dem Lande, das aus Staatsnotwendigkeit gezwungen war, dem Rheinbund beizutreten.

Die ersten Revolutions- und Franzosenschwärmer waren eigentlich die Tübinger Stiftler, und zwar beileibe nicht aus praktischen politischen Motiven heraus, sondern alle, Schelling, Hegel, und der schon erwähnte Hölderlin, von den Alten herkommend, auf Grund ihrer klassischen Studien. Hatte ja auch die französische Revolution stark klassizistische Einschläge. Hegel besonders galt in Tübingen während seiner Studentenzeit als entschiedener Republikaner, und seiner Lehre von der Staatsomnipotenz haftet ja auch im Grunde doch das an, was in der französischen Revolution entscheidend zum Ausdruck gekommen ist, nämlich ein Ueber-Alles-Stellen des Staates, ein Zurücktreten des Individuums hinter den Staatsbegriff, ein restloses Aufgehen des Einzelmenschen im großen Sammelbecken des Gemeinwesens. Schelling kam damals in Verdacht, die Marseillaise übersetzt zu haben und mußte sich deshalb vom erzürnten Herzog zurechtweisen lassen. Auch bekamen die Jahrgänge nach 1789 immer wieder Streitigkeiten mit den in Württemberg sich ansiedelnden oder vorübergehend weilenden Emigranten. Daß natürlich die Jugend Schwabens für die Freiheitsbewegung war, hatte seinen realen Grund darin, daß die Stiftler die mönchische Zucht und die Karlsschüler[167]) die militärische Dressur satt hatten. Meist war die große Begeisterung dahin, als nach dem Sturz des Königtums und der Gironde den Leuten die Augen aufgingen über das wahre Antlitz der vielgepriesenen Freiheit. Doch gab es einige Ausnahmen, so den Schorndorfer Pfarrerssohn Reinhardt (1761—1837), der noch in Jugendliedern schwäbisches und deutsches Selbstgefühl

167) Vgl. schon vorher Schiller.

gezeigt, die Heldentaten der Schorndorfer Weiber und die Vertreibung von Melacs Schaaren dichterisch gefeiert hatte. Seine demokratische Ader als Schwabe war zu stark, um ihn, der seit 1787 Hauslehrer in Bordeaux war, vor einem Anschluß an die französischen Freiheitsschwärmer zu bewahren. Aus purer Begeisterung war er ins politische Leben Frankreichs hineingezogen worden, war Gesandtschaftssekretär in London und Neapel, Abteilungschef im Departement des Auswärtigen, Gesandter bei den drei Hansastädten, im Herbst 1799 sogar $2\frac{1}{2}$ Monate Minister des Auswärtigen. So sehr er als „edler Renegat“ [168]) seinem Adoptivvaterlande wenigstens äußerlich die Treue hielt, im Herzen blieb er, wie es die Art der Schwaben im Auslande ist, Deutscher und hat als Schriftsteller den Franzosen Kant und Goethe, welche er ins Französische übertrug, vermittelt. Auch schrieb er Aufsätze über die französische Revolution in Schillers „Thalia“ und dichtete Balladen und besonders Elegien von ausgezeichnetem Wert.

In das gleiche Fahrwasser geriet Georg Kerner (1770—1812), Justinus' älterer Bruder, der als Karlsschüler schon zu den tollsten Freiheitsschwärmern gehörte und als solcher bereits zwei Mal nach Straßburg gepilgert war, um die Bewegung von der Nähe zu sehen. Auch hatte er am Jahrestag des Bastillensturmes den Adelsbrief seines Hauses entwandt und verbrannt, was den Zorn nicht nur seines franzosenfeindlichen Vaters brachte, sondern auch den Grimm des Herzogs, der ihm jegliche Unterstützung entzog. Auf gut Glück wanderte er nun nach Paris zur Betätigung seiner Freiheitsideale (1792), wo er aber bald, von dem Treiben der Jakobiner abgestoßen, eifriger Konstitutioneller wurde und auf die Seite der Girondisten trat. Er war dann Sekretär seines Landsmannes Reinhardt [169]), schwenkte aber 1803 ab und ließ sich in Hamburg als Arzt nieder. Er hat seine Französelei gut gemacht durch einen begeiserten Patriotismus und durch scharf antifranzösische politische Zeitgedichte. Unter ihnen wurde das „blaue Fieber“ am bekanntesten. Diese Bezeichnung verdankt das Gedicht der damals herrschenden Furcht vor Verbreitung des gelben Fiebers, welche die Hamburger ergriffen hatte. „Fürchtet nicht das gelbe Fieber“, sagt Kerner, „fürchtet vielmehr das blaue, das uns zu verschlingen droht!“, nämlich die ungeheuere blaue Masse französischer Uniformen. Das Gedicht ist wohl das Schärfste, was je in gebundener Sprache gegen die Franzosen geschrieben wurde. Es hat noch leise Nachklänge an Klopstock und die Barden und sei nicht wegen seines poetischen Gehaltes,

168) Vgl. Wohlwill: S. 28.

169) Wohlwill, S, 29—36 und 62, 96.

sondern wegen der politischen Tendenz mitgeteilt, die ihm innewohnt und uns deutlich den Umschwung zeigt, der damals nicht nur in der Seele Georg Kerners, sondern bei so manchem franzosenbegeisterten Deutschen eintrat:

„Gelbes Fieber ist verschwunden;
Hat das blaue losgebunden,
Wilder rast es durch die Lande
Und zerreißt die schönsten Bande;
Frißt die Menschen en bataille
Und tractiert sie als canaille,
Selbst der Freiheit hohen Bund
Stempelt es zum blauen Hund“ — — –

Hier tritt die gane Enttäuschung hervor über das Umschlagen der Freiheitsbestrebungen in das Caesarentum des Corsen. Die ganze Wut und der Haß der Deutschen über die unerhörten Bedrückungen durch Kontributionen und Besatzungen aber spricht aus folgenden Strophen:

„Trauernd stehen die Teutonen,
Die den Süd und Nord bewohnen,
Doch der Blaue schlug sie platt,
Und das deutsche Spiel heißt matt“. — — —

„Kummer, Not und jede Plage
Sind die Losung ihrer Tage,
Hingeschleudert zu den andern,
Die von Schmerz zum Elend wandern.
Stunden, Wochen, Monde, Jahre,
Wälzen sie zur Totenbahre;
Und der blaue Hund, er bellt,
Bis sich Pest zur Pest gesellt“.

„Ende, tönt's von allen Seiten,
Ende, Blauer, unsere Leiden;
Doch der Blaue hört's und spricht:
Nacht für Euch, für mich nur Licht.
Nnd so seufzen Millionen
Unter seinen Scorpionen,
Scepter, Keule, wie er will,
Alles stumm, und stier und still“.

„Himmel, sende deine Blitze
Von Jehovas Donnersitze,
Und umgürt' Europas Raum
Mit Gomorrhas Flammensaum!

Und sollt' auch in neuen Welten
Dieses blaue Fieber gelten,
Dann zerschmettre, Gott Dictator
Den verfluchten Weltäquator
Und ersäuf' den Erdenkreis
In des Blauen Todesschweiß!"

Reinhardts und auch Schillers Jugendfreund, Karl Philipp Conz [170]) begrüßte auch nur anfangs die Revolution, um später bitter enttäuscht zu werden, wie ein im September 1792 entstandenes Gedicht zeigt. Die Muse der Seine bringt eingangs des Dichters eigene Empfindungen zu Anfang der Bewegung. Das Gedicht zeigt zugleich die Abhängigkeit Conzens von Schiller in der Diktion:

„Als jüngst nach lang entbehrter Freiheit wieder
Aufstrebend nach verjährter Willkür Drang,
Empor mein Volk mit raschem Arm sich hub, und nieder
Das Ungeheuer zwang;

„Als morsch umher der Dränger Ketten sprangen;
Als Recht und Menschheit eure Wag' entschied,
Und tausendstimmig, Höh'n und Tale wiederklangen
Der Rettung Wonnelied;

„Wie jauchzt' ich mit den jauchzenden Genossen
Der Ströme rings! Wie sah mein heller Blick
Weithin gestreut die Saat, und reiche Ernte sprossen
Der freieu Völker Glück!"

Der Jubelton aber wendet sich in Trauer uud Klage, da der Dichter des Terrorismus' und Bürgerkriegs gedenkt, und mit folgenden resignierten Worten läßt er die Nymphe enden:"

(Die Freiheit) . . . „floh, geschreckt empor in trüber Wolke;
Denn ach! dies Land, noch nicht der Göttin werth.
Muß dulden lang und viel, bis zum gereiften Volke
Die Ausgesöhnte kehrt".

Daß natürlich auch der Fortsetzer der Schubart'schen Chronik, Gotthold Friedrich Stäudlin (1758—1796), der von der württembergischen Regierung, nach Verbot der Chronik durch den Wiener Reichshofrat, außer Landes verwiesen wurde und in den Wellen des Rheins bei Straßburg aus Not den Tod suchte, der französischen Freiheitsbewegung begeistert zujubelte, beweist unter anderem seine „Hymne auf Galliens Freiheit". [171]) In dieser verherrlicht er die Erlösung Frankreichs, vor allem die Zerstörung der „Sklaven-

170) Wohlwill, S. 82.

171) Stäudlins Gedichte, 2. Band, Stuttgart, 1791, S. 267 ff.

burg Bastille". Die mit dieser Zerstörung verbundenen Grausamkeiten und Mordscenen stellte er als Aeußerungen einer großen und gerechten Verzweiflung dar. Auch gibt er in der Chronik von 1793 unter der Ueberschrift „Der Genius des Jahres 1793" eine geradezu glänzende Verherrlichung der Girondisten. Der Passus ist ein Kabinettstück eines dichterisch-historischen Gemäldes zeitpolitischer Ereignisse und Gestalten. Vergniaud und seine Genossen werden als die erhabenen Schutzgeister der Freiheit gepriesen. Er vergleicht sie mit Solon, Perikles, Demosthenes. Charlotte Corday erscheint als Heroin und Märtyrin. Gegen die Schreckensmänner aber werden schärfste Worte des Zorns und tiefster Verachtung gebraucht. Doch immer ist der Glaube des Dichters an die künftigen Segnungen der Revolution unerschütterlich. „Der Genius des Jahres 1793" schließt seine Schilderungen mit den poetisch-schwärmerischen Worten: „So wie in der physischen Natur aus der menschenwürgenden Pest, aus den Giften der Erde, den verheerenden Flammen und verschlingenden Fluten sich tief versteckte, segenreiche Folgen für den ganzen Schöpfungsplan entwickeln, so auch in der moralischen Welt. Aus diesen schwarzen Verbrechen der Freiheitsschänder, diesen heißen Mordschlachten, diesen fanatischen Verfolgungen, diesen Einkerkerungen werden einst reines Menschenglück, geläuterte Wahrheit und Freiheit hervorgehen! Diese tobenden Stürme werden sich in liebliche Stille, diese rauhen Mißtöne in süße Harmonien verlieren. Erst dann, wenn die einander jetzt so heftig grollenden Parteien längst im Grabe modern, werden hellersehende Erdenbewohner an einem großen Ziel der Wahrheit zusammentreffen, und — — einander wie Brüder umarmen". [172].

Doch hatte bei allem Liebäugeln mit dem Franzosentum, bei aller Vorliebe und Aufnahmefreudigkeit für westliche politische Ideen auch Schwaben seine Vorkämpfer für Befreiung vom Tyrannenjoch und seine überzeugten deutschgesinnten Männer, die sich mit der ganzen Energie ihres Wesens gegen den Stoß aus dem Westen stemmten. So gleich Karl Eugens Nachfolger Ludwig Eugen (1793—1795), der, scharf antifranzösisch gesinnt, nach Erklärung des Reichskrieges an Frankreich, 22. März 1793, sich entschieden der österreichischen Politik anschloß, um so mehr, da 1793 Mömpelgard von den Franzosen annektiert worden war. Der treibende Faktor aber war schon damals sein ältester Sohn, der äußerst energische Friedrich II. (1797—1816), der dringend für ein starkes Heer eintrat trotz des Widerstandes der Landstände, die sich erkühnten, selbständig auswärtige Politik zu treiben, ihren

172) Wohlwill, S. 33.

eigenen Gesandten nach Paris zu schicken und einen geheimen Ausschuß ernannten zur Leitung der äußeren Angelegenheiten. Der Herzog stand mit dem Staatsapparat so ziemlich isoliert da, unterstützt nur von wenigen, wie dem energischen und treu ergebenen Oberamtmann Kerner, dem Vater des genannten Georg und Justinus. Ferner plädierte der von Schiller her bekannte, ehemalige Karlsschulprofessor Abel für energische Abwehr der Franzosen. In poetischer Form trat für diese Richtung der in anderem Zusammenhange bereits erwähnte Bahnmaier ein, insbesondere mit seinem deutschen Freiheitsgesang schon vom Jahre 1792 [173]) und dem Kriegslied für das württembergische Bürgerkorps" [174]), in welchem er mit folgenden scharfen Worten gegen den französischen Freiheitsbaum, gegen die rote Fahne des Aufruhrs für die deutsche Freiheit eintrat und die Krieger also zum Heldenkampfe mahnte:

„Heran zum Kampf fürs Vaterland,
Heran! — — Victoria!
Hier stehn wir nicht um schnöden Sold,
Wir wandern nicht um feiles Gold
Ins heiße Afrika.

„Frei steht in lichter Sonne da
Der Württemberger Schaar;
Frei blickt sie ihren Vater an,
Und Vater Ludwig strahlt voran
In seiner Bürger Schaar . . . . [175])

„Ha, — weckt uns nicht der Völker Stolz,
Und weckt ihr Hohn uns nicht?
Hört's wie der großen Väter Schaar,
Was Deutschland ist und was es war,
Laut in die Seele spricht.

„Auf aus dem trägen Winterschlaf!
Der Tag der Ehre naht!
Sie flieht, die schwarze Mitternacht,
Der Württemberger Geist erwacht
Zu großer Männerthat."

Doch diese Rufe fanden keinen Widerhall in Württemberg, da alles auf die Politik der Landstände gegen die des Regenten und

173) Gedichte, Stuttgart und Tübingen 1794 S. 57 ff.

174) Gedichte, S. 80 ff.

175) Beachtenswert, wie auch in diesem antifranzösischen Gedicht die Ideen der französischen Revolution spuken!

seiner Beamten eingeschworen war. Der demokratische Widerspruch regte sich in ganz Schwaben. Das Volk sah in diesen Bestrebungen mehr Kampf gegen die Freiheit als Patriotismus. Die Nichtbewilligungstaktik der Landstände rächte sich schon 1796 durch den Einfall Moreaus und seine Plünderungen, die noch heute als Franzosenzeit im Volksmunde weiterleben. Aber Volk und Landstände blieben hartnäckig und der Landtag von 1797 brachte rücksichtsloseste demokratische Kritik an allem Bestehenden.[176]) Der Herzog aber ging seinen eigenen Weg, trat im im Juli 1799 an Oesterreichs Seite, unterdrückte 1800 revolutionäre Umtriebe, die auf Gründung eines großalemannischen Freistaates hinauszielten, wandte sich aber ebenso rasch zum anderen Extrem, da ihn Oesterreich im Stiche ließ. 1802 schloß er mit Napoleon im Mai zu Paris einen Vertrag, der, unter Verzicht auf Mömpelgard, ihm großen Gebietszuwachs brachte, den er aber vorerst wegen der Widerborstigkeit der eifersüchtigen Altrechtler, die schon meinten, zu kurz zu kommen, nicht dem Staat einverleiben konnte, sondern bis 1805 als Neuwürttemberg mit eigenem Ministerium und Regierungssitz in Ellwangen als selbständigen Staat belassen mußte. Es war eine Zeit tiefster Erniedrigung und, wenn auch der Preßburger Friede vom 26. Januar 1805 volle Souveränität uud Königswürde mitbrachte, doch eine Leidenszeit für jeden freiheitlich und rechtlich denkenden Mann, denn die Verfassung wurde noch 1805 aufgehoben, um erst 1819 modifiziert wieder in Kraft zu treten. Die Rheinbundszeit seit Juli 1809 stellt das gut geschulte 12 000 Mann starke württembergische Heer unter den Befehl des Corsen. Es mußte 1806 und 1807 gegen Preußen, 1809 gegen Oesterreich, insbesondere Vorarlberg, 1812 gegen Rußland, 1813 gegen alle drei Großmächte marschieren und hat als getreuer Landsknecht nur zu gut gefochten im Solde Napoleons und an der Beresina unter Ney die volle Vernichtung der großen Armee abgewendet. Was würde wohl der feinfühlige Hölderlin über einen solch nationalen Tiefstand gesagt haben, der schon vor 1800 seinem Schmerz über die unwürdige Lage Deutschlands im Hyperion Ausdruck verlieh mit den Worten: „Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als schlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt, – als schnürte man mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.“ [177]) Hölderlin stand nicht allein. Aus dem gleichen Gefühl des Schmerzes über das erniedrigte

176) Weller, S. 136 ff.

177) Ges. Werke 1. Bd., 2. Abt. S. 5.

Deutschland dichtete Neuffer, Hölderlins intimer Tübinger Freund, seit 1803 Diakonus in Weilheim a. d. Teck,[178]) unter anderen politischen Gedichten seinen „säcularischen Gesang“ [179]).

„ — — wär zählt die Not und die Wechsel alle,
Die uns zehn bluttriefende Jahre brachten?
Wer, und wenn aus eherner Brust ihm hundert
Zungen ertönten?

„Wer durchblickt den Schleier der dunklen Zukunft?
Aber, wie die Lose des Glücks auch fielen,
Weinend klagt Germania, einst der Helden
Fruchtbare Mutter,

„Ob der Söhne entartetem Stamm und fürchtet,
Ihres Schlachtenruhmes beraubt, durch fremde
Uebermacht zerfleischt, der geschlagenen Wunde
Schwere Verblutung.“ — — — —

Doch Neuffer erhebt sich in der letzten Strophe dieses von Hölderlins Art beeinflußten Gesanges [180]) doch auch zu fröhlichem Glauben an die Wiederkehr besserer Tage, hofft auf ein Aufleben alter deutscher Kraft und sieht in dichterischer Prophetie das ersehnte Bild politischer Einheit seiner Nation, so wenn er schließt:

„Vaterland! dein heil'ger Name glühe
In der Bürger Herzen mit reiner Flamme,
Von dem Throne des Fürsten bis zu des Landmanns
Niedriger Hütte.

"Weggetilgt sei jegliche Spur der Selbstsucht,
Daß am vesten Bundesaltar der Eintracht
Sich die deutschen Völker zu Einem Volke
Muthig vereinen“.

Und wurden auch franzosenfeindliche Aeußerungen schwerer geahndet in Württemberg als unter Napoleon selbst [181]), drang ein eckelhaftes Spitzeltum sogar bis in familiäre Gesellschaftskreise, so gab es bald, und nun erst recht dem König zum Trotz, da er seinen demokratischen Schwaben etwas verbieten wollte, geschlossene Zirkel zur Pflege des vaterländischen und politischen Gefühls im Sinne einer Befreiung von dem Doppeljoch Napoleons und Friedrichs. Am wichtigsten ist der Ludwigsburger Zirkel, der unter Pahls Führung heimlich in Marbach tagte. Pahl, der auch

178) Vgl. Krauss I., 365 ff. Wohlwill S. 48 u. 91 ff.
179) vgl. Neuffers Gedichte, Stuttgart 1805, S. 121.
180) S. 124 ff.
181) Vgl. Pahl: Denkwürdigkeiten 6. Abschnitt 327—518.

in jugendlichem Idealismus geglüht hatte für die französische Revolution, hatte sich, wie die meisten Schwaben, zum Patrioten durchgemausert und beschrieb diese Wandlung poetisch in seinem „Ulrich Höllriegel“ (1802)[182]) nicht ohne Selbstverspottung indem er ein ganz anschauliches, satirisch gefärbtes Bild eines revolutionär und französisch gesinnten Tübinger Magisterleins zeichnete. Der gleichfalls zu diesem Kreise gehörige Archidiaconus Friedrich Vischer (1786—1814)[183]) legte in einem „Die Sonne von Austerlitz“, betitelten Stücke von seiner grimmigen Wut auf Napoleon beredtes Zeugnis ab, und nach der russischen Katastrophe ruft er dem Bedrücker zu;

„Hast du des Blutes nicht genug getrunken,
Blutdürst'ger Tiger mit dem wilden Blick?
Sind noch zu wenig in den Staub gesunken,
Geopfert ihrem grausamen Geschick?
Du schreitest stolz auf uns'rer Brüder Leichen,
Ein Ungeheuer aus der Hölle Schlund;
Kein Jammer kann dein Tigerherz erweichen,
Nur Trug verräht[184]) Dein lügenhafter Mund“.

„Du freuest dich der holden Sonne Strahlen
Nur, wenn ihr Schimmer auf ein Schlachtfeld fällt.
Hört ihn mit Totenhügeln höhnend prahlen,
Die schrecklich schön des Phöbus Glanz erhellt!
Dir ist das Winseln Sterbender Entzücken,
Ihr letztes Röcheln Wohllaut deinem Ohr,
Dein Auge glüht von grauser Wonne Blicken,
Sieht es die Opfer, die es sich erkor'!

„Da liegen sie in langen, blut'gen Reihen,
Die Söhne Deutschlands hingewürgt von Dir!
Gesänge des Triumphes hör' ich weihen
Der Hölle Furien Deiner Mordbegier“.

„Du trittst, was heilig Menschen ist, mit Füssen,
Der Völker Rechte trittst du in den Staub.
Schwer müssen sie der Schwäche Schande büßen,
Daß sie vertrauten deinem Kronenraub.
In Fesseln hast du alle sie geschlagen,
Die Millionen, die dein Schwert regiert,
Nun fühlen sie die tausendfachen Plagen,
Die deine Wuth zu herrschen ausgebiert“. — — —

182) Krauss, I 326.
183) Krauss I, S. 322, Wohlwill, S. 56 ff.
184) Vischers Orthographie.

Einen ähnlichen Entwicklungsgang vom Napoleonbewunderer zum Napoleonhasser machte der später von Freiherr von Stein in preußische Dienste genommene Tübinger Joseph Philipp Rehfues (1779—1843). Seine Hauptstärke liegt in seiner journalistischen Prosa. Er gab 1813—14 das „Europäische Magazin für Geschichte, Politik und Kriegskunst der Vorwelt und Gegenwart" heraus,[185]) woselbst im dritten Bande einige politische Gedichte eingestreut sind, so eines mit dem Titel „Der Triumphzug", das Beziehungen auf die Beteiligung der Württemberger am Freiheitskrieg enthält, ferner ein „Teutscher Schlachtengesang" vom Februar 1814 und eine patriotische lyrische Rhapsodie seines Landsmannes Feuerlein, der als Pfarrer von Wolfschlugen Oberamt Nürtingen[186]) 1815 eine Sammlung diesbezüglicher Poeme, die freilich mehr von gut deutscher Gesinnung als von echter Poesie erfüllt sind, herausgab.[187]) Philipp Lohbauer,[188]) der am 16. Juli 1809 bei Jsny im Kampf gegen die Vorarlberger Bauern gefallen ist, mußte als Offizier eines Napoleonischen Vasallenstaats seine patriotische Herzensneigung mehr durch die Blume kundtun, doch herrscht auch bei ihm mitunter zorniger Schmerz über die Weltlage und das politische Geschehen in seinen Gedichten, die an Schillers Pathos erinnern und Geistesverwandtschaft zeigen mit den Poesien eines Hölty, Hölderlin und auch Matthisson. Der schwäbische Altertumsforscher Gräter[189]), der sich Verdienste um die Erforschung nordischer Poesie erwarb, hingegen mißbrauchte sein Dichtertalent zu übertriebener Verherrlichung seines Königs Friedrich, während die als Bürgers dritte Gattin berüchtigte Elise Hahn, die spätere Schauspielerin, 1813/14 patriotische Kriegslieder drucken ließ. Zeitgeschichtliche Stoffe behandelte noch der Stuttgarter Friedrich von Scheler, der ein Lustspiel „Der Emigrant" und ein Trauerspiel „Ludwig XVI. zum besten gab.[190])

185) 3 Bände Nürnberg, 1813—1814, vergl. Wohlwill, S. 61 und 96.

186) Krauss, I, 328/329.

187) Ottilie Wildermuth hat sein Heim als „humoristisches Pfarrhaus" geschildert in: „Schwäbische Pfarrhäuser": siehe Reclam.

188) Krauss I. 375.

189) Krauss I 372/73.

190) Krauss I, 316.

IV. Politische Dichtung in Schwaben zur Zeit des Frühliberalismus.

Um die nun folgende Periode schwäbischer politischer Dichtung im Zeitalter des aufkeimenden Liberalismus nach den Befreiungskriegen bis zur Revolution von 1830 und weiterhin bis nach den 48er Jahren beurteilen zu können, muß zuerst die Frage aufgeworfen werden, in wieweit und ob überhaupt das, was man politische Romantik nennt, in schwäbischen Dichtern lebendig geworden ist. Gab es in Schwaben überhaupt eine politische Romantik? gab es Leute, die hier die Ideen, die ein Adam Müller, die ein Heinrich von Kleist, ein Gentz, ein Görres als ihr politisches Bekenntnis vertraten, die diese Ideen speziell in Schwaben zu verwirklichen trachteten? Gab es in Schwaben eine Richtung von Poeten, die sich zur Restauration in feudalklerikalem Sinne, zum System politischer Unfreiheit, wie es die Jahre nach 1814 brachten, bekannten? Gab es Leute, die einem monarchischen theozentrisch orientierten Traditionalismus unbedingt das Wort redeten und die die Sinnlosigkeit einer Revolution in ihrer Entfernung von der in der Tradition aufgehäuften vernünftigen Erfahrung[191]) erblickten? Gab es hier jene eigentlichen Schriftsteller der politischen Restauration, wie sie anderwärts in Adam Müller, Friedrich Schlegel, Haller auftraten? Gab es unbedingte Werkzeuge der Reaktion unter den politischen Dichtern und Schriftstellern des Südwestens, wie sie Oesterreich etwa in dem genannten Generalkonsul Adam Müller in Leipzig und in Gentz besessen hat[192]). Oder gab es eine Richtung in der schwäbischen politischen Literatur unter den Dichtern, denen die Politik zu mehr wird als zu staatsbürgerlicher Pflicht, denen sie zu einer religiösen Angelegenheit sich gestaltet, wie etwa der blutige Zelotismus eines Robespierre und der Kult der Freiheit religiösen Charakter hatte?[193])

Alle diese Fragen sind zu verneinen. Die politische Dichtung Schwabens nach 1814 war nicht aus romantischen Gedankengängen erwachsen, überhaupt die ganzen politischen Bestrebungen

191) Schmitt-Dorotic: polit. Romantik S. 11 und 50.

192) Schmitt-Dorotic, 28 ff.

193) Schmitt-Dorotic S. 49.

des Südwestens waren aus rein praktischen Gesichtspunkten in die Wirklichkeit getreten, wenn es auch den Anschein hat, als ob in dem starrem Festhalten einmal eingenommer Standpunkte, in dem Durchfechten bis zum Aeußersten, ein romantisches Moment erblickt werden könnte. Nicht der Schein eines künftigen Verklärtseins, nicht die Idee als Primäres bewog zum Kampf ohne Nachgeben und ohne Kompromiß, sondern die angeborene Stammesart und das Realinteresse des eigenen bislang privilegierten Standes waren ausschlaggebend im Ringen zwischen Fürst und Ständen. Nicht die Angreifenden verfolgten romantische Ziele, eher noch die Regierung mit dem König, obwohl es gewagt erscheint, den schwäbischen Absolutisten in eine Reihe zu stellen mit den Herren der heiligen Allianz. Denn für diese Richtung war Schwaben in allen seinen Teilen, in Regierung und Opposition zu weit fortgeschritten. Ja man kann ruhig sagen, es hat in gewissem Sinne die romantische Entwicklung auf staatlichem Gebiete glatt übersprungen und hat sich in dem großen Ringen zwischen König und Landständen vom aufgeklärten Despotismus direkt zu einer demokratischen Konstitution mit fast republikanischer Praxis entwickelt, wenngleich bis in die neueste Zeit hinein ein gewißes patriarchalisches Verhältnis zwischen Fürst und Volk bestanden hat, das gerade infolge des demokratischen Untertones, der überall herrschte, mehr einem familiären Freundschafts- und Vertrauenszustand glich, denn jenem unnahbaren „Von Gottesgnadentum", das der Metternichära in anderen Staaten den Stempel eines nicht mehr ganz zeitgemäßen Hypermonarchismus aufdrückte, den sich das in den Freiheitskriegen mit Versprechungen der Konstitution bedachte Volk nicht mehr so recht gefallen lassen wollte.

Um diese Tendenzen erkennen zu können, muß zunächst die Auseinandersetzung zwischen Landständen und Königtum betrachtet werden, bei der Uhland eine politische Rolle spielte und bei dem sich die Kämpfe am lebhaftesten in seiner Poesie abspiegeln. Doch schon vor dieser Zeit war Uhland dem politischen Leben und dem Vaterlandsgedanken nahe getreten und hatte die Oeffentlichkeit in seine Dichtung einbezogen. Diese war noch rein auf ein großdeutsches Vaterland bezogen und hatte noch nicht jene spezifisch württembergische, sagen wir besser altwürttembergische Färbung, wie sie den Poesien eignen, die er unter dem Titel „Vaterländisehe Gedichte" herausgab.

1. Uhland in seiner Vaterlandsdichtung.

1811, am 5. Febrnar, war Uhland aus Frankreich von seinem Pariser Aufenthalt, dem wir seine dem Altfranzösischen ent-

nommenen Balladenstoffe verdanken, heimgekommen, ganz der alte, nicht im mindesten von französischem Geiste angesteckt, denn am 1. Januar 1812 dichtete er ein feuriges patriotisches Trinklied, das umso mehr überrascht, da doch damals Württemberg noch ganz im Napoleonismus befangen war. Und es dürfte nicht nur Vorliebe für eine kriegerische Allgemeinstimmung sein, wenn er begeistert ausruft:

„So denken wir an die wilde Schlacht:
Da fechten die deutschen Männer,
Das Schwert erklirrt, die Lanze kracht,
Es schnauben die mut'gen Renner;
Mit Trommelwirbel, Trompetenschall,
So zieht das Heer zum Sturme;
Hin stürzet vom Kanonenknall
Die Mauer samt dem Turme". [194])

„Auf das Kind eines Dichters" entstand zwischen dem 9. XII. 1813 und dem 11. VI. 1814. Er sagt dem jungen Erdenbürger in der Wiege:

„In großer Zeit erblühest Du,
In ernsten Tagen, wundervollen,
Wo über deiner kind'schen Ruh'
Des heil'gen Krieges Donner rollen". [195])

Im „Lied eines deutschen Sängers" meint er, Liebes- und Naturlieder seien doch nur Tand, seit

„Der Heerschild ist erklungen
Der Ruf, fürs Vaterland"

und nicht eher will er mehr singen, als bis er . . .

„ . . . dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß". [196])

„Gesang und Krieg" vom 29. I. 1814 kann zu den begeistertsten politischen Gedichten gerechnet werden, die den Freiheitskampf fürs Vaterland preisen. Im ersten Teile, 1813 schon gedichtet, tritt Uhland für das Recht des Dichters ein, nicht nur zarte Stoffe zu behandeln, sondern dem Drängen der Zeit und den politischen Ereignissen nachzugehen, auch sie in den Bereich der Dichtung zu ziehen zu ihrer Zeit. Er führt den Gedanken im zweiten Teil aus und meint: [197])

„Wann Freiheit! Vaterland! ringsum erschallet,
Kein Sang tönt schöner in der Männer Ohren;

194) Uhland Gedichte und Dramen, Cotta'sche Ausgabe in zwei Bänden. 1. Band S. 58.

195) Cotta'sche Ausg. 1. Band S. 54.

196) Uhlands Gedichte und Dramen, Cotta'sche Ausg. in 2 Bänden. I. S. 53.

197) ebd. S. 95/96.

Im Kampfe, wo solch heilig Banner wallet
Da wird der Sänger kräftig neu geboren".

und weiter unten:

„Auch unsres deutschen Liedertempels Pfleger,
Sie sind dem Kriegesgeiste nicht verdorben,
Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger,
Und mancher hat sich blut'gen Kranz erworben".

Das Gewaltige der Befreiungskriege und das Heranrücken einer neuen besseren und namentlich freieren Zeit, das Mitsingen und Mitschwingen des Dichters mit den Zeitereignissen, sein Sich-Angleichen an die elementaren politischen Erlebnisse drückte er am Schluß des Gedichtes mit den Worten aus:

„Den Frühling kündet der Orkane Sausen,
Der Heere Vorschritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brausen,
So wogt es weit von Deutschlands Heldensöhnen:
Der Sänger folgt durch alles wilde Grausen,
Läßt Sturm und Wogen gleich sein Lied ertönen".

„An das Vaterland" vom 27. I. 1814 betont besonders, daß dem neuerstandenen, freien, geliebten deutschen Vaterland „all sein Sinnen" zugewandt ist, während „Vorwärts" vom 4. II. 1814 die vereinigten Armeen aller Staaten zu kriegerischer Tat anspornt. „Die Siegesbotschaft" indes vom 3. III. 1814 ist als Triumphlied über die Feinde ziemlich matt gehalten und ist eher ein gefühlsvolles Registrieren des Erfolges als ein jubelndes Einstimmen in das Hurra der Krieger, wenn es am Schluße heißt."

„Es rauscht und singt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott.
Viktoria! mit uns ist Gott!" [198])

Gegenüber den feurigen Liedern eines Theodor Körner, gegenüber dem ganzen Jugendzauber, der aus den Sängen und aus dem „Zriny" des jungen Kriegsfreiwilligen dringt, sind Uhlands Poesien freilich mehr erdacht als erfühlt. Nicht Jugendbegeisterung spricht aus ihnen, die blindlings und sich nicht schonend zum Höchsten voranstürmt, sondern die Gesetztheit des Mannes, des schwäbischen Bürgers, der mehr das Für und Wider in Erwägung zieht, ohne allerdings einer edlen, abgeklärten Begeisterung ferne zu stehen. Es fehlte ihm eben in seinem ganzen Wesen, in seiner ganzen Weltanschauung jenes Streben nach Absolutheit und Totalität [199]), das die romantischen Naturen alle Gebiete menschlichen Wissens

198) Uhlands Gedichte und Dramen, Cotta'sche Ausg. 1. Bd. S. 55.
199) F. Walzel, Deutsche Romantik S. 17 ff.

und Wesens umfassen hieß. Er ergreift und umklammert das Leben nicht mit der mystischen Inbrunst und mit der inneren Glut der Romantiker, dazu steht er allem Geschehen vermöge seiner Naturanlage gefühlsmäßig viel zu indifferent gegenüber, dazu ist er viel zu verwandt mit der Aufkläruug, die in Schwaben dominierte. Wohl hat er mit entzückender Klarheit und Einfachheit in seinen Dichtungen romantische Stoffe behandelt, aber in seiner politischen Einstellung ist er ganz und gar gegen die Ideen der romantischen Politiker. Im Gegensatz zu Friedrich Wilhelm IV., gegen die Gebrüder von Gerlach, bekämpft er den kirchlichen Einfluß im Staat, stemmt er sich gegen eine geistliche Schulaufsicht; ferner geht er im Gegensatz zu den Romantikern nicht von der Philosophie aus, sondern von den praktisch gegebenen Tatsachen und den momentanen Zuständen. Er geht von Fall zu Fall vor als Jurist und erhebt sich nur mühsam zu einer großen Zusammenschau wie die Romantiker, die alles in ihren Gesichtskreis zogen und universell bis zur letzten Konsequenz sein wollten.

Schärfer wird Uhlands Poesie mit dem bekannten Eberhard-Zyklus von 1815. „Der Ueberfall im Wildbad" tritt schon energisch für das gute alte Recht ein:

„In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nie zertreten sein gutes altes Recht".

2. *Uhland und die Landstände.*

Die allgemeine Unzufriedenheit über Nichtgewährung von Konstitutionen und Freiheiten in deutschen Landen trat in Württemberg im Kampf um das gute alte Recht hervor. Auf diese Zustände in Württemberg muß näher eingegangen werden, um Uhlands politische Gedichte restlos aufzuhellen. [200])

Die Macht und der Einfluß der Landstände, die früher nur in Fällen dringender Not dem Fürstenhause (die württembergischen Grafen gehörten mit ihren rund 8000 Quardratkilometern Landbesitz zu den reichsten Geschlechtern Deutschlands) Mittel zu bewilligen hatten und diese nur in einer Art privatrechtlichen Uebereinkommens, basieren auf dem Tübinger Vertrag vom 8. Juli 1514. An diesem Tage übernahm das Land die durch Verschwendung des Herzogs Ulrich auf über 900 000 Gulden angewachsene Schuld in der Weise, daß für die Tilgung derselben eine besondere Kasse der Landschaft eingeführt wurde. Dafür bekam der Landtag das Recht der Beratung des Landesherrn, welcher dieser in Bezug auf Krieg und Frieden sich fügen mußte. Im Falle des Nichtein-

200) Vgl. dazu: Schneider (Hermann): Uhland, Leben, Dichtung, Forschung, Berlin: Ernst Hofmann & Co., 1920. S. 216 ff. und Dissertation Wilhelm Bernhardt: Leipzig 1910: L. Uhlands politische Betätigungen und Anschauungen.

haltens dieses Vertrages brauchten die Landstände keinen Gehorsam zu leisten. Sie hatten Einfluß nicht nur auf die Finanzen, sondern auch auf die auswärtige Politik. Hiermit war der Grund gelegt für eine weitgehende Selbständigkeit der Stände, Landschaft oder Landtag genannt; Württemberg hatte schon eine Art Verfassung vor allen anderen deutschen Territorien, wenngleich die ständische Bewegung überall ihr Haupt erhob. Die Ritterschaft beteiligte sich trotz ihrer Zugehörigkeit zu den Landständen nicht an den Verhandlungen, sondern alles wurde von der „Landschaft" im engeren Sinne, d. h. von den Abgeordneten der (zuletzt 69) Aemter und den Prälaten der Klöster beraten und bewilligt. Später wurden auch die Prälaten als zweiter Stand neben der Landschaft anerkannt. 1554 unter Herzog Christoph (1550–1568) wurde aus 2 Prälaten und 6 Abgeordneten der Landschaft der landständische Ausschuß gebildet, der das Recht der Selbstergänzung besaß und die eigentliche Macht der Landstände auf sich vereinigte[201]. Das war die Einrichtung, die man kurz „das gute Recht" nannte. Es war, um es zu charakterisieren in seiner Wirksamkeit, keine Parlamentsherrschaft, sondern ein Ausschußwesen, eine Oligarchie schlimmster Art, welche einige wenige, die mit dem Volk in fast gar keiner Berührung standen, mit fast souveränen Rechten neben den Fürsten stellte. Sie hatten die „Truhe" unter sich, ließen die Staatskasse mit selbstausgeschriebenen Abgaben durch das Volk füllen und verwalteten sie rechenschaftslos. Bei den fremden Mächten hatten sie ihre eigenen Gesandten, die neben der fürstlichen her eine gesonderte Auslandspolitik zu treiben hatten. Die Verpflanzung dieser „staatsrechtlichen Ungeheuerlichkeit", wie es Schneider[202]) nennt, ins 19. Jahrhundert war den Altrechtlern Herzenssache. Im Grunde war es nichts anderes als das gleiche Recht, das die deutschen Fürsten seit 1648 hatten, nur daß es sich hier innerhalb eines Territoriums auswirkte neben dem Fürsten und gegen die Regierung. Dieses Recht wurde nicht verfochten, weil es gut, sondern weil es alt und den schwäbischen demokratischen Neigungen so außerordentlich mundgerecht war. Zudem kannten es die meisten gar nicht. Eigentlich war es ein Unding, doch man griff, da man von 1805–1815 König Friedrichs Willkür nur knirschend ertragen hatte, und da nach den Freiheitskriegen neue Freiheitshoffnungen aufkeimten, auf dieses „Recht" zurück. Zudem geschah das noch aus einem anderen Grunde.

König Friedrich ließ — nach dem Wiener Kongreß war ja ein konstitutionelles Regiment Pflicht — einen Verfassungsentwurf

201. Vgl. Weller, S. 74, 79, 120, 121, 122, 126.
202. S. 221.

ausarbeiten, berief die Stände zur alleinigen Kenntnisnahme, nicht aber zur Begutachtung ein. Diese Verfassung räumte mit allem Altständischen gründlich auf. Es sollte in keinem Falle an den in der absolutistischen Periode gegebenen Steuergesetzen gerüttelt werden. Die Verfassung sollte ein Gnadenerlaß des Königs sein entsprechend der legitimistischen Auffassung des Königstums nach dem Untergang des Corsen. So ließ der König am 15. März 1815 den Ständen die Urkunde vorlesen, legte sie dann eigenhändig in goldener Kapsel auf den Tisch des Hauses und entfernte sich mit theatralischem Pomp. Da die Stände aber wenig geneigt waren, nachzugeben, verlangten sie an Stelle der neuen die alte württembergische Konstitution, womit das Signal zu einem mehr als vier Jahre dauernden Kampf gegeben war. Die psychologische Grundlage für dieses Gebaren der Stände lag einmal darin, daß der Württemberger das „gute alte Recht" in seiner demokratisch-konservativen Art für gleichbedeutend hielt mit der guten alten Zeit, — natürlich ein Grundirrtum —, und dann, weil man von einem Manne wie Friedrich, weil man von diesem Könige nichts Gutes erwartete; zudem war aber sicher auch das Streben der bisher Bevorrechteten maßgebend, kein Jota von ihren Vorrechten zu weichen, Hartnäckigkeit — das dürfte die eine spezifisch schwäbische Wurzel solchen Gebarens sein. Man hatte sich lange genug beugen müssen, jetzt wollte man einfach nicht mehr. Vom Fürsten wollte man sich nichts schenken lassen. Aus gegenseitiger Uebereinkunft — echt demokratisch — sollte eine neue Verfassung entstehen. Noch ein Element spielte herein, der württembergische Heimatstolz; denn nicht nur im Heimatland war die Verfassung beliebt, auch im Ausland, z. B. in England, hatte man sie gelobt. Kurz, die Schwaben hielten in blindem Eifer ihre Verfassung für die denkbar beste auf Gottes Erdboden. Interessant ist noch bei diesem Streit, daß die Adeligen mit der Bürgerschaft gingen. Grund dafür ist, daß der Adel wegen der erst erfolgten Mediatisation gar nicht erbaut war über den König. Er trachtete, wie auch die Neuwürttemberger, nicht so sehr nach dem Honigseim des guten alten Rechts, sondern nach Opposition. Man sieht also, es war schon ein gut Stück Parlamentarismus im damaligen Württemberg. Die Leute waren aber gerade aus demokratischem Geiste heraus ultrakonservativ, konservativer als der König, weil ihnen das Alte demokratischer erschien, ein wohl selten wiederkehrender Fall in der Geschichte.

Bei all diesen Bestrebungen war Uhland intensiv beteiligt, doch nicht als gedankenloser Mitläufer, sondern als selbständiger Mann, wenngleich die Erziehung und Beeinflußung seitens der Umwelt ein gewichtiges Wort bei ihm in dieser Sache mitzu-

sprechen haben. In gewisser Beziehung gab es für Uhland im Verfassungsstreit keine freie Wahl, denn man war in den altwürttembergischen Familien gleichsam von Natur auf das „alte Recht" eingeschworen, und Uhland hatte von nichts anderem gehört, als von den liberalen Ideen des württembergischen Beamtentums. Der Liberalismus alter Prägung war dort unbeschadet eines berufsmäßigen Pflichteifers und einer herkömmlichen Königstreue von jeher zur bürgerlichen Regierung in Opposition, wenn auch mehr stillschweigend und in passiver Resistenz denn in lautem Kampfe. Zudem hatte Uhland ein ausgesprochen starkes Rechtsempfinden, welches ihn unter den damaligen Umständen naturnotwendig auf die Seite der Altrechtler treten hieß. Ja, er ging so weit, daß er, nach einem Brief vom 2. August 1815 an seine Eltern, sein bereits eingesandtes Gesuch um eine Prokuratorenstelle in Stuttgart zurückzog, „indem es", wie er sich ausdrückt, „durchaus meiner Ueberzeugung entgegen wäre, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge dem König einen Eid zu schwören". So geht ganz in dieser Oppositionsstimmung das dem Stuttgarter Bürgermeister und ständischen Abgeordneten Klüpfel gewidmete Gedicht „Am 18. Oktober 1815" auf, das am 16. Oktober entstanden war. Uhland sagt, daß trotz Völkerschlacht und Fremdenvertreibung „noch manches vor'gen Dranges Spur" in den Ländern zu finden sei, daß noch „manches heil'ge Recht zu retten sei, „das unter wüsten Trümmern lebt".

Weiter sagt er:

„Der Deutsche ehrt in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf".

An die Altrechtler wendet er sich lobend mit folgenden Worten:

„Ihr guten Hüter unsres Rechts,
Ihr bauet auf dem alten Grunde
Das Wohl des künftigen Geschlechts,
Uneingedenk gemeinen Lobes
Seid ihr beharrlich, emsig, treu,
Des Volkes Würde wie des Thrones
Beachtet ihr mit heil'ger Scheu".[203]

Das „alte, gute Recht" vom 24. II. 1816 preist das Altrechtlertum als Stütze von Fürst und Volk, als Förderer einer vernünftigen Steuerpolitik, als Grundlage von Heimatliebe, als Schutzpatron von „Kirchengut, Christentum, Wissenschaft und Geistesglut", als „des schönsten Glückes Hort" „für Kind und Kindeskind", kurz als das schlechthin Unüberbietbare an innerpolitischer

203) Cotta I. Bd. S. 60/61.

Staatsweisheit; darum beginnt und schließt der Dichter das Lied:

„Und wo bei altem, gutem Wein
Der Württemberger zecht,
Soll stets der erste Trinkspruch sein
Das gute, alte Recht"! [204])

„Württemberg" vom 1. IX. 1816 preist alle Vorzüge des Schwabenlandes, zählt sie alle der Reihe nach auf, aber all das nützt nichts, bedeutet nichts, denn der Dichter muß seinem Stammland zurufen:

„Du Land des Korns und Weines,
Du segensreich Geschlecht,
Was fehlt Dir? All' und eines:
Das alte, gute Recht", [205])

Poetisch am besten ist von der Reihe dieser politischen Gedichte sicher das vom 15.—17. X. 1816 gedichtete „Am 18. Oktober 1816" [206])

„Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held . . . .

Den Fürsten ruft der „Geist" und „Sänger" zu:

„Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt."

Von den Völkern, die so viel geleistet, meint er:

„Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt".

Und zum Schluße muß der Genius der Völkerschlacht gestehen:

„Nicht rühmen kann ich . . . .
Untröstlich ist's noch allerwärts,

aber, meint er im Hinblick auf eine bessere Zukunft, die allen diesen Uebelständen abhelfen wird:

„Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz".

Das „Gespräch" vom 3. IX. 1816 hat nicht, wie das vorhergehende auf die radikal gesinnte deutsche Jugend eine starke Wirkung ausgeübt, dafür ist es doch zu wenig allgemein, zu sehr württembergisch gehalten. Es bezieht sich auf Freiherrn Karl August von Wangenheim, der, im Dktober 1815 von König Friedrich ins Ministerium berufen, dem Verfassungskampf eine neue Wendung gab. Treitschke nennt Wangenheim den geistreichsten

204) Ebenda 1 S. 61/62.
205) Ebenda 1. S. 63/64.
206) Ebenda 1. S. 65/66.

süddeutschen Diplomaten vor 1848; für Württemberg speziell war er nicht der rechte Mann, denn in das nüchterne Schwaben paßte kein Minister, der neben einem auf die Zukunft gerichteten Liberalismus, neben praktisch blickendem Organisationsgeist noch einen guten Rest rückständiger Romantik und einen verstiegenen phantastischen Doktrinarismus besaß. Er hatte von seiner Ministertätigkeit bereits, allerdings freundschaftliche, Beziehungen zu Uhland; hatte er doch Cotta in Stuttgart zum Verlage von Uhlands Gedichten bewogen. Auch versuchte er damals als Kurator der Universität Uhland an diese zu fesseln. Wangenheim räumte den Altrechtlern sogar ein, sie seien eigentlich mit ihrer Forderung ganz im Recht, nur verbiete sich die Rückkehr zu den alten Zuständen aus praktischen Gründen; was an ihm (dem alten Zustand) gut sei, das solle ja alles in den neuen Verfassungsentwurf herübergenommen werden. Umsonst, die Altrechtler beharrten auf ihrer starren doktrinären Linie. Freiherr von Stein, der anfangs mit den Ständen Württembergs sympathisiert hatte, trat nun auf die königliche Seite. Uhland war ganz und gar gegen Wangenheim und nannte ihn in seinen schärfsten Versen, die er jedoch nicht herausgab, einen Hampelmann. Das genannte „Gespräch" ist eine mit Wangenheim in Dialogform gehaltene Auseinandersetzung. Uhland selbst, oder sonst ein beliebiger Altrechtler, nimmt hier den Vorwurf der Engherzigkeit ruhig in Kauf und bleibt bei dem Wort:

„Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes ist".

Gegen Ende, wo der vorzüglich charakterisierte Minister sich schmerzlich bewegt in die hohen Regionen eines idealistischen Liberalismus begibt, indem er sagt:

„Du hast das Ganze nicht erfaßt,
Der Menschheit großen Schmerz",

erhält er von Uhland die bittere, aber ganz sicher aus aller damaligen Schwaben Herz gesprochene Abfertigung:

„Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz". [207])

Am 6. November 1816 richtet Uhland sich mahnend und dankend an die „Volksvertreter". Hier tritt so recht der Grundirrtum des unbeugsamen Altrechtlers in Erscheinung, der darin besteht, daß er glaubt, Festhalten an dem alten Recht sei Treue gegen das Rechte, das absolut Wahre und Moralische. Nochmals, diesmal noch energischer, befaßt sich der Dichter mit Wangenheim in „Hausrecht" (20. XI. 1816). Er erinnert ihn daran, das Gastrecht,

207) Cottas Ausgabe I. 64.

das er in Württemberg genieße, nicht zu verletzen, mit folgenden, unmißverständlichen Worten:

„Nur eins ist, was ich bitte:
Laß du mir ungeschwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauses heilig Recht!"

Später wird Uhland noch schärfer, in dem Spottgedicht auf Wangenheim, betitelt der „Wundermann" vom 12. XII. 1816, von dem jener Vers noch überliefert ist:

„Auch bring ich einen Landtagsmann,
Den hau ich in zwei Teile —
Und jede Hälfte tanzt sodann
Possierlich auf dem Seile" [208])

Am 30. Oktober 1816 folgte auf Friedrich König Wilhelm I., eine mehr bürgerlich gerichtete Persönlichkeit als sein Vater, ein Pflichtmensch von praktischem Sinn, gut bürgerlichen durchaus nicht höfisch gerichteten Lebensgewohnheiten, der viele Mißstände beseitigte und sich so einer gewissen Volkstümlichkeit erfreute. Auch Uhland jubelte ihm anfänglich zu, so in dem Gedicht von Ende 1816 „Das Herz für unser Volk". Zuerst ergeht er sich in kräftigen, mit dem Brustton der Ueberzeugung gesprochenen Ausdrücken über Friedrich. Es sagt ihm und seiner Aera:

„Was unsre Väter schufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Und dann hervorzurufen
Das eig'ne Luftgebäu; [209])
Fühllos die Männer lästern,
Die wir uns ausgewählt, [210])
Weil sie den Plan von gestern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz,
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unser Volk kein Herz."

Auf König Wilhelm I. hat der Dichter größere Hoffnung, daß er sich mit den Ständen auf eine Verfassung einige und ganz optimistisch und frohgemut bittet er den neuen Monarchen und mahnt ihn als Volksmann:

„Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung sich belebt,

208) Uhlands Tagebuch S. 199.

209) gemeint das Aufoktroieren einer neuen Verfassung vom März 1815.

210) Auf Wangenheim gemünzt, der sich über die Querköpfigkeit verschiedener Abgeordneter lustig gemacht hatte und dadurch sehr mißliebig wurde.

Und da die Volksgeschichte
Den Griffel wartend hebt;
O Fürst, für dessen Ahnen
Der Unsern Brust gepocht,
Und unter dessen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unserm Schmerz!
Ja, du vor allem zeige
Für unser Volk ein Herz!"

Mit diesen Versen stellt Uhland zugleich die Forderung nach einem demokratischen Volkskönigtum, fast patriarchalischer Art, das für Württemberg auch in etwa durchgeführt war und das durch Gebrauch des Dialekts bei Hofe einen großen Fond an Popularität sich angesammelt hatte.

Doch bald sollte „die neue Muse", von der er 1816 gesungen im Hinblick auf den Ständekampf, daß nichts so sehr „den Busen erschüttere, nichts so sehr zum Liederstreit wecke, als wenn sie, Themis, die Gerechtigkeit, die Völker zur Klage und die Könige zur Rechenschaft rufe —, bald sollte die neue Muse wieder weniger anerkennende Töne finden für den Monarchen, den sie so sehr erhoben. Denn im „Neujahrswunsch 1817" wünscht der Dichter, daß das neue Jahr nicht nur Brot, Korn und Wein nach dem schlimmen Mißwachs bringe, sondern es soll, wie er am 28. Dezember 1816 schreibt, in seinem Horne auch „das alte, gute Recht" hereinbringen. Ja, er meint in Bezug auf das alte Recht in der zweiten Hälfte des Gedichtes: . . .

Wir wünschen, was man wünschen muß;
Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit not". [211])

Schon vorher hatte er gesungen unter der Ueberschrift „Das neue Märchen", daß die Zeit süßer Märchenlieder vorbei sei, denn:

„Freiheit, heißt nun meine Feee,
Und mein Ritter heißet Recht.
Auf denn, Ritter, und bestehe
Kühn der Drachen wild Geschlecht!"

In „Aussicht" hatte er gemeint, sein Lied werde erst dann nicht mehr „mit dem ernsten, scharfen Laut tönen, wenn „die Wälder erst gelichtet und die Sümpfe abgeführt" sind. Sogar Zweifel kommen über die Dankbarkeit der Nachfahren für das heiße Be-

211) Cotta'sche Ausgabe I. S. 69.

mühen um das alte Recht, so wenn er die Mütter bittet, Künftiges zu lesen „aus den treuen Zügen“ ihrer Kinder und sie fragt:

„Wird der Väter Kampf und Wunde
In den Kindern fruchtbar sein?“

Ja, er bedauert auch die Mädchen in einem an sie gerichteten kleinen Gedicht, daß sie „in so rauhen trüben Tagen“ des politischen Kampfes, „wo man wenig tanzt und spielt“ eine „freudlose Jugend“ zubringen müssen.

Sogar das schlechte Jahr 1816 muß in „Schwindelhaber“ herhalten als Illustration für die schlechten politischen Zustände. Den Abgeordneten gilt die letzte Strophe in ihrer übertragenen Bedeutung:

„Die ihr sorgt in unsrem Namen
Für die neue große Saat,
Sichtet aus den falschen Samen,[212])
Der schon so viel Böses that:
Raden, Ruß, vor allem aber
Schwindelhaber, Dippelhaber“

Das Gedicht bezieht sich auch auf eine Polizeiverordnung, die das Volk über die schädliche Wirkung des sog. Schwindelhabers, eines im Getreide vorkommenden Unkrauts, belehren sollte. Das Unkraut im Staat aber sind die mißliebigen Verfassungsentwürfe der Regierung.

Das neue Jahr 1817 sollte ein Neuaufleben des Kampfes bringen, da Wangenheim im März einen neuen Verfassungsentwurf einbrachte, von dem Uhland in einem Briefe [213]), kurz den Inhalt des Entwurfs charakterisierend, sagte: „Ist über alle Erwartung schlecht ausgefallen, zwei Kammern, keine Kasse, kein Ausschuß“. Es meint zu diesem Neuaufleben des Kampfes am 14. März in dem Gedicht „Den Landständen zum Christophstag 1817“:

„Jetzt kommen erst die rechten Tage,
Wo Korn sich sondern wird von Spreu,
Wo man den Falschen von dem Treuen
Gehörig unterscheiden kann,
Den Unerschrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann“.

Dann ruft er den Volksvertretern zu, zu „männlichem Entscheid“ aufzustehen, denn:

„Es ist so viel schon unterhandelt,
Es ist gesprochen fort und fort,
Es ist geschrieben und gesandelt,

212) die neu zu schaffende Verfassung.

213) Vgl. Schneider: Uhland: S. 290.

So sprecht nun euer letztes Wort!“

Ja, zur freiwilligen Auflösung des Landtages spricht er ihnen zu, bevor sie sich beugen sollten:

„Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sei euch ein lohnend stolzes Glück!

Mit einem Blick in die Zukunft, daß sie alles wenden müsse, denn so stünden nun einmal die Zeichen der Zeit, schließt er prophetisch:

„Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf“.

Zarteren Ton in dieser hochpolitischen Sache findet „Gebet eines Württembergers“ vom 18. April 1817, ein Gedicht, das Treitschke[214]) besonders rühmend hervorhebt. Darin vertritt Uhland die Auffassung, an dem ganzen Unglück einer unmöglichen Verständigung sei nicht der König, sondern seine Minister[215]) und Ratgeber schuldig, denn

„Zu unserm König . . .
Kann nicht des Volkes Stimme kommen;
Hätt' er sie, wie er will, vernommen,
Wir hätten längst das teure Recht“.

Zu diesen Bekenntnissen in Gedichtform gesellt sich als strammes Bekenntnis einer überzeugten Demokratie im April 1817 der Kampf gegen einen speziellen Teil des königlichen Verfassungsentwurfes mit dem Flugblatt: „Keine Adelskammer!“ Es ist als politisches Glaubensbekenntnis Uhlands sehr interessant, denn, ruhend auf dem Altrechtlertum, erhebt es sich zu einem modernen Demokratismus, dem dann Uhland 1848 zugetan war, da er meinte, wenn schon Monarchie, dann ist die Erbmonarchie abzulehnen; denn er haßte die Fürsten. Wahlmonarchie aber ist ihm gleich Republik. Vor ihrer Forderung schrak er in seiner konsequenten Art auch gar nicht zurück. Betreffs des Adels sagte er in genanntem Flugblatt: „30 Jahre hat die Welt gerungen und geblutet. Der entwürdigende Aristokratismus sollte ausgeworfen werden, davon ist der Kampf ausgegangen“. Uhland sah dabei nicht, daß sein Altrechtlertum ebenso gut Aristokratismus oder zum mindesten Oligarchie war. Er sah in ihm vielmehr nur eine vertraglich gesicherte Gleichberechtigung von König und Volk. Die Wurzel dieser Adelsgegnerschaft liegt wohl in dem Gedanken der Alt-

214) Historische und politische Aufsätze Bd. I, S. 294.
215) Besonders Wangenheim.

rechtler, daß sich der Adel etwa zwischen Regierung und Regierte zur Beseitigung der Volkssouveränität einschieben könnte. Eine solche „Schändung der württembergischen Verfassung" durfte nie geduldet werden.

Am 26. Mai 1817 wurde denn auch der Verfassungsentwurf König Wilhelms verworfen, denn die Stände waren, nicht zuletzt wohl durch Uhlands Aufruf, gegen das geplante Drei-Kammersystem. Schon im April war es in Stuttgart zu Aufläufen gekommen, bei denen die Volksmenge die Wohnung des Ministers Wangenheim bedroht hatte. Da keine Seite nachgeben wollte, wurde am 4. Juni 1817 die Auflösung der Ständeversammlung vollzogen und zwar in ziemlich schroffer Form, was nach den vorausgegangenen Widerwärtigkeiten zu begreifen war.

Als Antwort auf die Auflösung des Auflösung des Landtages dichtete Uhland seinen weltbekannten „Nachruf", und zwar schon 2 Tage nach dem Ereignis, am 7. Juni 1817. In dem Gedicht herrscht schroffste Unversöhnlichkeit und die ganze Hartnäckigkeit schwäbischer Erbitterung. Die Allgemeinheit und Ueberallgültigkeit von Recht und Satzung, scharfe Ablehnung von Gnade und Geschenk, spricht aus den Worten:[216])

„Die Gnade fließet aus dem Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns, wie Herzensblut;
Und wenn sich Männer frei erheben,
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht ins Leben,
Und der Vertrag gibt ihm Bestand."

Von den Fürsten meint er:

Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt" [216]).

Zum Schluß betont der Dichter, daß das Beispiel Schwabens wie ein Feuer in ganz Deutschland zünden werde, und daß der Schwäbische Stamm durch seine Standhaftigkeit allgemein geachtet sein werde. Er kleidet es in die von echt schwäbischem Selbstbewußtsein erfüllten Worte:

„Kein Herold wird's den Völkern künden
Mit Pauken- und Trompetenschall,
Und dennoch wird es Wurzel gründen
In deutschen Gauen überall:
Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es ersetzen mag,
Daß bei dem biedern Volk in Schwaben

216) Cotta I. S. 71.

Das Recht besteht und der Vertrag!"

Die Kammer war aufgelöst und der König regierte zwei Jahre lang absolutistisch, ganz gewiß nicht zum Unsegen des Landes, wie Uhlands Gedicht „Catharina"[217]) vom 27. I. 1819 bezeugt, denn in der mildtätigen verstorbenen Königin lobt er indirekt die ganze rührige Fürsorgetätigkeit von Fürst und Regierung in den schweren Hungerjahren:

„Die Muse, die von Recht und Freiheit singet
— — wandelt einsam, ferne in den Palästen"

denn sie ist nicht dazu da, meint der Dichter", an des Hofes Festen Anteil zu nehmen". In diesem Falle aber dürfe sie eine Ausnahme machen, da es sich um eine edle Tote, eine Wohltäterin des Volkes handle. Und wenn auch die Muse manches Schmerzliche in des Busens Grunde verschließt, so legt sie doch am Sarkophag der Hingeschiedenen einen Aehrenkranz nieder mit den Worten:

„Volksmutter, Nährerin, sei mir gepriesen!"

Dies Gedicht ist zugleich ein Beweis dafür, wie sehr trotz aller Differenzen und demokratischen Neigungen in Uhland auch Gerechtigkeit gegenüber Mitgliedern des Königshauses waltete, daß er das rein Menschliche wohl zu sondern verstand von parteipolitischer Einstellung, und weiterhin Beweis dafür, daß in Schwaben eben wegen demokratisierender Tendenzen ein intimeres Verhältnis zum Fürstenhaus bestand als anderswo, denn es ist bei diesem wirklich warm empfundenen Gedicht zu beachten, daß es von dem entschiedensten Gegner höfischer Art und dem notorischen Verächter jeder Kriecherei, der jederzeit den leisesten Schein irgendwelcher Untertänigkeit mied, geschrieben ist.

Auf 13. Juli 1819 wurden die Landstände wieder einberufen. Diesmal wurde Uhland nicht mehr bloß ein leidenschaftlicher Zuschauer, sondern aktiver Teilnehmer, was 1817 nur deshalb nicht eingetroffen war, weil ihm noch einige Monate zu dem für das passive Wahlrecht erforderlichen Alter von 30 Jahren fehlten. Seine Heimatstadt Tübingen schickte den Dichter als Abgeordneten nach Ludwigsburg. Durch Umschwenken der Neuwürttemberger zur Regierungspartei war eine neue Situation geschaffen. Aber viel eher durch die drohenden Karlsbader Beschlüsse, die demokratisch angehauchte Verfassung zu unterdrücken, als durch irgend etwas anderes kam am 25. September 1819 eine Zweikammerverfassung zu Stande, welche die konstitutionelle Monarchie für Württemberg festlegte und bis zum Umsturz 1918 in Geltung geblieben ist. Sie wurde sogar einstimmig angenommen, schon dem

217) D. Schmidt und J. Hartmann: Uhlands Gedichte Stuttgart 1898 S. 118. in Cotta I. S. 97.

deutschen Bundestag zum Trotz und um jeglicher Reaktion von außen zuvorzukommen. Schon 1816 hatte Uhland in dem Gedicht „An die Bundschmecker" seinem Abscheu gegen die überall Geheimbünde witternden „scharfen Nasen" Ausdruck gegeben, welche nur zu bald der Ministerkongreß von Karlsbad auf die Spur von Turner- und Burschenschaften hetzen sollte. Die Verfassung war glücklich unter Dach und zu ihrer Feier wurde am 29. Oktober 1819 Uhlands „Ernst, Herzog von Schwaben" im Stuttgarter Hof- und Nationaltheater zur Aufführung gebracht. Der Prolog dazu, der bei der Feier gesprochen wurde, und den Uhland eigens für diese Gelegenheit gedichtet hatte, schließt mit dem Lob auf König Wilhelm I. also ab:

„— — mitten in der wildverworrnen Zeit
Ersteht ein Fürst, von eignem Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's gesehen, Zeugen seid ihr alle;
In ihre Tafeln grab' es die Geschichte!
Heil diesem König, diesem Volke Heil!" [218])

In der Folgezeit tritt Uhland nur noch als Jurist und Abgeordneter auf, der ganz seiner Aufgabe lebt. Nach der Verfassungseinführung war der Landtag eine zeitlang ziemlich oppositionslos. Doch gab es bald wieder Unstimmigkeiten und Mißhelligkeiten; einmal hatte der König den Umbau der Verfassung und ihre Vervollkommnung versprochen, worüber sich die Geister nicht einigen konnten, dann brachten die Einflüsse des Bundesrates und der reaktionären preußisch-österreichischen Politik Aerger. 7 Jahre war Uhland Mitglied dieses Landtages und zwar in äußerst gewissenhafter Weise, denn er fehlte kaum in einer einzigen Sitzung. Damit dürfte Schneiders Behauptung [219]), Uhland sei von Hause aus kein eigentlicher Volksvertreter gewesen, hinfällig werden, ebenso, daß er keine Freude an der Sache gehabt habe. Uhland war nämlich in den meisten Ausschüssen.

Kurz sei noch in diesem Zusammenhang die grundsätzliche Frage erörtert, in wie weit der Kampf ums alte Recht Bedeutung für Deutschland hatte. Der Kern dieses Geschehens liegt wohl darin, daß hier nicht eine Verfassung von oben einfachhin oktroiert war, sondern daß es das Volk verstanden hatte, seinen Willen, wenn auch nicht gerade restlos zur Geltung zu bringen, so doch mit in die neue Verfassung hineinzuflechten. Damit hatte — und das ist wichtig für den Südwesten als Vermittlungs-

218) Schmidt und Hartmann S. 82 ff.

219) Schneider, Uhland S. 46.

gebiet — Grenzen sind da, um überschritten zu werden — der Süden Deutschlands der Idee des Parlamentarismus festen Boden unter die Füße gegeben. Von hier ging die Anregung, sich politisch mündig zu machen, in die weitesten Kreise Deutschlands hinaus [220]). Blieb auch die Wirksamkeit dieser süddeutschen Landtage nach Treitschke's Urteil allzu befangen durch die kleinen Verhältnisse der Mittelstaaten und ohne Verständnis für große Gesichtspunkte und Fragen einer weiter gefaßten Allgemeinheit, so wäre doch ohne sie die Erziehung des deutschen Volkes zu parlamentarischer Reife, wie sie sich dann in der Tätigkeit des Frankfurter Parlaments zeigt, nicht denkbar gewesen [221])

Ein weiteres beachtenswertes Element in dem Verfassungsstreite, das für die Folgezeit wichtig geworden, ist der demokratische Gedanke, der bei Uhland ganz besonders stark ausgeprägt ist und der ihn bei der späteren bewußten Ausprägung seines politischen Denkens naturgemäß dem Liberalismus zuführen mußte, welcher als Kind der französischen Revolution, von romantischem Hin- und Hergeworfenwerden durchaus frei, zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland aufzuleben begann. Aengstlich geradezu bewahrt er seine Muse, die mit Vorzug Recht, Freiheit, Bürgertum besingt, davor, den Fürsten Weihrauch zu streuen. Spricht er von Monarchen und ihren Angehörigen, so hebt er immer nur das rein Menschliche an ihnen hervor. Reine Menschlichkeit, Recht, Freundestreue, Freiheit, Edelmut, sind die Eigenschaften, die er als königliche besingt. Wenn man daraufhin seinen „Herzog Ernst" prüft, so leuchtet so recht neben der unverbrüchlichen Freundschaft zu Werner von Kyburg der wildeste demokratische Trotz gegen Kaisertum und Reich heraus. Was gilt Ernst von Schwaben Kerkerhaft, was gilt ihm Verzeihung, Krone, Mutter, Vater, Kaiserhuld? Treue von Mann zu Mann, Treue in Freud und Leid, in Bann und Schmach, in Schlacht und Feld ist ihm alles. In echtem Alemannenstolz wirft er alle anderen Güter und Ideale zum alten Eisen. Was er gelobt, ist ihm recht, Freundschaft zu halten versprach er. Er hält sie und sollte er darüber zu Grunde gehen. So recht ein Bild des Altrechtlers Uhland, der auf Staatsstellung und Vorwärtskommen verzichtete, um in schwäbischer Festigkeit und Starrheit bei dem einmal Erkannten zu bleiben. Aehnlich steht es mit Ludwig dem Bayern und seinem Gegenpart Friedrich von Oesterreich. Mag auch Leopold, der finstere in Haß versteinte Babenberg, seinen Bruder noch so drängen, nicht mehr nach Schloß Trausnitz zurückzukehren, Friedrich der Schöne hat sein Wort verpfändet. Wortbrechen ist

220) Diss. Bernhard S. 27 ff.

221) Vgl. Lamprecht: Deutsche Geschichte Bd. 10, S. 468 ff.

eines Mannes unwürdig. Worthalten ist eine Erfüllung einer mündlich gegebenen Rechtssicherheit. Alles wird hinter das unbeugsame Recht zurückgestellt, Bruder, Heimat, Freiheit, staatliche Macht, Gelegenheit sich zu entschädigen für angetane Schmach durch neuen Kampf. Friedrich kehrt zurück zu seinem Besieger. Und diese Treue dem gegebenen Wort gegenüber ist es, die ihm zur Freiheit verhilft und die zur Mitregentschaft mit Kaiser Ludwig IV. den Weg bereitet. Wieder ein echt Uhland'scher Charakter: Fürst sein bedeutet nichts, Treue von Mann zu Mann ist alles.

Wohl sind Fehler und Schwächen der Altrechtler auch bei Uhland, doch, wie bei seinen dramatischen Gestalten, findet sich nirgends Charakterschwäche in ihm. Er ist gleichsam ein Urbild jener typisch schwäbischen Solidität, die, jeglichen Schein verachtend, zum Wesenhaften, zu Kern und Sein gedeihen will, und sich durch alle Widerwärtigkeiten dazu hinkämpft, mag auch nach außen oft der Eindruck des Ungeschlachten, des Weltfremden, des In- Sich- Eingesponnenseins dadurch erweckt werden. War nun Uhland nach dieser Richtung hin ein Typ wie wenige, ließ er sich in der Kampfzeit von keinem noch so guten Grunde abbringen von seiner Ansicht, später sah er diesen Mangel an politisch gewandler Schulung und Voraussicht selber ein. Hat er doch in seinen reiferen Jahren zugegeben, daß es unklug gewesen sei, wenn er zur Zeit des Verfassungskampfes die wohlerwogenen Regierungsentwürfe gegenüber der alten Konstitution als Machwerk verdammte [222])

In den nun folgenden Sitzungsperioden des Landtages 1820 -21, dann 1823—24 wandelt sich der stramme Altrechtler zu einem gemäßigten Liberalen. Doch schon in der Zeit des alten Rechtes finden sich die Grundlagen seiner späteren politischen Anschauung vorgebildet. Einschränkung des Beamtenapparats, ausgedehnte Selbstverwaltung, gleichmäßige Pflichtenverteilung der Staatsbürger, Teilnahme der Staatsangehörigen an der Leitung ihrer Geschicke [223]) Nach 1819 gehört der Dichter zu der jeden schärferen Ausdruck vermeidenden, das Budget bewilligenden liberalen Opposition, deren Führer er nicht gerade ist, immerhin aber von großem Einfluß bleibt. In der Debatte ist er sehr nüchtern, rein iuristisch eingestellt. Keine Spur von seinem dichterischen Elan, der den Verfassungskampf in Verse bannte, ist zu finden. Im Laufe seiner politischen Erfahrungen kommt er einer liberalen Denkweise immer näher. Dafür können als Beispiele gelten [224]):

222) Treitschke, hist. und polit. Aufs., Bd. 1 S. 295,
223) Diss. Bernhard: S. 30.
224) Diss. Bernhard S. 36. 37.

Forderung der Dezentralisation in der Verwaltung, Sparsamkeit im Staatshaushalt, in dem er es als Wesen des konstitutionellen Staates bezeichnet, in der Reduktion der Staatsausgaben von Etatperiode zu Etatperiode fortzuschreiten. Ferner fordert Uhland prinzipielle Einschränkung der Verwaltungsjustiz, ordnungsmäßige Richteranstellung mit Besoldung im Interesse der Unabhängigkeit, endlich tritt er ein gegen eine leichte Entziehung der staatsbürgerlichen Rechte, die er nur bei entehrenden Handlungen angewandt wissen will. Für demokratische Denkweise spricht 1. seine Gegnerschaft gegen Diätenherabsetzung, um minderbemittelten Abgeordneten die Ausübung ihres Mandats nicht zu erschweren, 2. seine Forderung für Aufhebung des Druckmonopols für die Verfassungsurkunde, damit sie weiter bekannt werde, und 3. hält er die niederen Konvikte für unzeitgemäß, wohl weil sie mehr zu Staatsdienerei loyalster Signatur als zu selbständigen Charakteren heranbilden, die auch eine eigene Meinung vertreten. Wie sehr Uhland von dem Grundgedanken eines nicht schematischen, sondern gewachsenen natürlichen Rechtes und von der Auffassung der Freiheit beherrscht war, bezeugt auch die Tagungsperiode des Landtags von 1833 ab. Er tritt ein für eine Rehabilitierung, für Legitimation der früher mit Festung bestraften freisinnigen Abgeordneten Rödiger, Tafel, Kübel, Wagner, so wie — und das zeigt, daß eine politische Gegnerschaft für Uhland noch lange keine Feindschaft sein mußte — für Legitimation des schon bekannten früheren württembergischen Ministers und Gesandten am Bundestag, des Freiherrn von Wangenheim [225]). Man wollte Wangenheim nicht legitimieren, weil er nach seiner Amtsniederlegung als Minister seinen Wohnsitz in Sachsen genommen hatte und nicht mehr landesanwesend war. Gegen diesen formaljuristischen Standpunkt wandte sich Uhland mit dem Bemerken, es gebe auch ein geistiges Heimatsrecht, das dem Wohnen im Lande gleichkomme, wenn man im Andenken seiner Bewohner lebe und durch ihr Vertrauen zum Abgeordneten berufen werde. Doch gelang es trotz der warmen Worte Uhlands nicht, Wangenheims Legitimation durchzusetzen [226]) Noch 1833 wandte sich Uhland mit der Kammer gegen die Regierung und setzte sich für Paul Pfizer ein, der ursprünglich im gleichen Fahrwasser segelte wie Uhland, dann aber in der deutschen Frage stark von ihm abwich;

225) Wangenheim war Vertreter der Triasidee, die den Zusammenschluß der Mittelstaaten gegen die zwei deutschen Großstaaten bezweckte; Er mußte auf Druck von Seite Oesterreichs gehen.

226) Über die weitere Kammertätigkeit Uhlands vgl. Treitschke. D. Gesch. IV. Bd. S. 625. und Diss. Bernhardt S. 40 f.

Pfizer hatte einen gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. VI. 1832 gerichteten Antrag an die Kammer geleitet mit dem Ansinnen, ihn zu verwerfen. Die Kammer tat nicht mit. Daraufhin wurde am 22. III. 1833 die Kammer aufgelöst mit der Begründung, eine Zusammenarbeit sei so nicht möglich. Ja die Stadt Tübingen, die den der Regierung mißliebigen Pfizer gewählt hatte, war mit Einquartierung belegt worden, und alle Gegenbestrebungen, diese aufzuheben, da sie schwer auf die Bevolkerung drückte, waren vergeblich. Scharfe Worte findet Uhland gegen die Zensur für Preßfreiheit, als sein Freund Albert Schott einen Antrag auf Aufhebung der Zensur eingebracht hatte. In längerer Rede gibt er einen Ueberblick über die Zeitlage, der als Etappe auf seinem Wege zu 1848 zu beachten ist[227]) Ausgehehend von den Hoffnungen auf ein freies einiges Deutschland, das nicht Demagogen sondern Monarchen den Völkern als Lohn für ihre Arbeit versprochen hatten, zeigt er, wie der deutsche Geist trotz Knebelung der Presse doch zuweilen ein Lebenszeichen gebe. Die Juli-Revolution habe nicht nur den politischen Ideen des weltbürgerlichen Liberalismus neues Leben gegeben, sie habe auch das Nationalgefühl geweckt. Weiter gedenkt er des Heldenkampfes der polnischen Nation[228]) und seines tragischen Ausganges; Diese alte Vormauer Deutschlands[229]) und des gesamten mitteleuropäischen Festlandes wäre nicht gefallen, wenn es ein machtbegabtes Organ deutscher Nationalgesinnung gegeben hätte.

Daß in dieser Zeit Uhlands Opposition gegen die Regierung schärfere Formen annahm, teilweise zu einem verbitterten Widerspruch anwuchs, war bei der Kleinlichkeit der Regierung vollauf gerechtfertigt und wohl unterstützt durch das erneute Aufflammen des deutschen Liberalismus in den 30er Jahren, von dem Uhland ein gut Teil in sich aufgenommen hatte. Auf die damaligen deutschen Verhältnisse bezieht sich ein Gedicht Uhlands, „Wanderung", vom 13. X. 1834.[229a]) Da geht er mit den Fürsten, Gelehrten, Dichtern, Geistlichen, Volksvertretern, schließlich mit dem Geist des ganzen deutschen Volkes scharf ins Gericht und schließt mit der Hoffnung:

„Wenn einst das Heil gekommen,
Dann reis' ich wieder aus:
Wohl werd ichs nicht erleben,

227) Bernhard, S. 43.

228) Uhland dichtete nur ein Polenlied trotz seiner Vorliebe für den polnischen Freiheitskampf.

229) Wohl Anspielung auf Hansakolonisation und Kreuzritterkolonisation des Ostens.

229 a) Schmidt und Hartmann, S. 189. Uhlands Gedichte, Stuttgart 1898.

Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
mein freies Vaterland". —

Der Vollständigkeit halber sei noch das Gedicht „Mickiewiz" erwähnt, mit dem er der Polenbegeisterung einen, wenn auch dürftigen poetischen Zoll dargebracht hat. Es ist dem polnischen Sänger Mickiewiz gewidmet und hat den Grundgedanken zum Inhalt Polen sei nicht verloren, solange eines Mickiewiz Poesieen lebendig seien.[230])

Zusammenfassend kann gesagt werden, die innerpolitischen Forderungen Uhlands zu dieser Zeit (die Landtagsperiode dauerte bis 1838, im Oktober welchen Jahres der Landtag wieder aufgelöst wurde) entsprechen dem Programm des Altliberalismus; also kann man Uhland für die Periode von 1820 bis etwa 1841 zum Altliberalismus rechnen. Aber immer muß dabei stark betont werden, daß Uhland sich nie herbeiließ, Parteimann zu sein, denn er hatte weder die Eigenschaft zum Fraktionsführer, noch die Fähigkeit, sich im Rahmen einer Fraktion führen lassen, was überhaupt in gewissem Maßstab eine Eigenschaft ist, die speziell schwäbischen Politikern zukommt, wohl mehr aus ihrer Selbstbewußtheit heraus als im Hinblick auf das System im französischen Parlamentarismus, wo die Grenzen der Parteien mehr fluktuieren als anderswo.[231])

Dazu tritt das demokratische Element, das zu der allgemeinen Grundricht des Altliberalismus gehört, wie er speziell in Württemberg sich ausprägte.

3. Resignation Uhlands in der Zeit bis 1848.

In der nun folgenden Zeit von 1840—1848, die man ruhig als die Zeit politischer Resignation und Enttäuschung bezeichnen könnte, ist Uhlard mit den Führern des Liberialismus in engem Kontakt, so mit Professor Welker in Freiburg, dem er aber absagt, das Rotteck'sche Staatslexikon durch seine Mitarbeit zu fördern. Wichtig für die Kenntnis seiner politischen Stimmung dieser Jahre ist folgender Abschnitt eines Briefes an den Genannten, der zeigt, wie Uhland sich aus den Fesseln kleinstaatlicher Gedankengänge befreite: „Der Bündel ist nicht zustande gekommen, das Beil hat kein Heft, und die Stäbe liegen zerknickt umher. Selbst die Hoffnung einer solchen Einigung in politischer Mündigkeit ist neuerlich uns abgesprochen worden; aber gegen das sittlich Notwendige gibt es keinen Bannspruch und eben in dem Absterben des kleinstaatlichen Verfassungswesens scheint mir die Notwendig-

230) Schmidt und Hartmann S. 465 ff.

231) Über den Kammerkonflikt vgl. Treitschke: D. Gesch. Bd. V. S. 672 ff.

keit einer großartigeren Entwicklung gesetzt zu sein[232])." Doch plädiert er nicht für starre Zentralisation, sondern für die föderaktive Gemeinschaft einer vernünftigen Volksfreiheit.[233])

Von den beiden politischen Gedichten dieser Zeit hat das erste „An Freiligrath" vom 7. X. 1844[234]) keine weitere Bedeutung. Das andere „Preußischer Landtag" vom 8. II. 1847[235]), das der Einberufung der preußischen Landstände durch Friedrich Wilhelm IV. folgte, zeugt von leidenschaftlichem Haß und Verachtung gegen den Mann, in dem das Volk seine Erwartungen so enttäuscht sah. Das Gedicht lautet:

„Es ist[236]) ein Berg geboren,
Lang hat's in ihm gegoren,
Die Wehen waren bitter:
Was bringt er denn heraus?
Er bringt uns eine Maus,
Dazu dreihundert Ritter."

Scharfe, aber immer edel, teilweise poetisch gehaltene Äußerungen Uhlands über die am 5. Dezember 1848 oktroierte preußische Verfassung sind auf schriftlichen Zetteln seiner Frankfurter Zeit überliefert. Seine ganze demokratische Ader bricht in diesen Notizen auf.[237]) Er sagt: „Derselbe Edelstein, der von reiner Hand gegeben, ein Unterpfand heiliger Treue ist, derselbe Edelstein ist, als Preis der Unehre geboten, eine höllische Kohle"; „Ich vertraue, das stolze preußische Volk wird nicht eintreten wollen in die große deutsche Gemeinschaft mit dem Makel (dem Brandmal) einer nicht von Gottes, nein von Königs Gnaden auferlegten Verfassung", u. s. w.

Das demokratische Moment tritt hier wieder stark hervor. Ja, von Uhlands poetischer Dichtung, wie von seinen sonstigen volkstümlichen Liedern kann man sagen: Die Vorliebe für das Volk und seine Dictung ist die poetische Erscheinungsform einer praktisch politischen Anschauung, nicht aber wie bei den meisten Romantikern ein rein ästhetisches Sichbefassen mit dem niederen Volk. Uhland war es ernst mit seiner Volksfreundlichkeit, die aber eher ihren Ursprung in Achtung vor der Volksseele als in sozialer Empfindung hatte, sagt er doch zum Volk: „Ich halt' es mit dem schlichten Sinn, der aus dem Volke spricht." So ist auch

232) Briefe an Welker vom 28. XII. 1840: „Uhlands Leben" von seiner Witwe

233) ebd. S. 281. Brief an Bayr. Regierungspräsident von Schenk vom 23. I. 1841.

234) und 235) Schmidt und Hartmann S. 472 und 478.

236) Muß wohl heißen „hat": aus Vorkämpfer deutscher Freiheit Heft 37 München 1912 von Ludwig Fränkel.

237) ebd. S. 66.

in diesem Sinne sein Liberalismus von praktischer Nutzbarkeit, denn Uhland trat in seiner ganzen Abgeordnetenzeit ein: für Herabsetzung der Militärlasten, für Selbstverwaltung gegenüber verknöcherten Behörden,[238]) für Aufbesserung der Lehrerbesoldung, für die Milderung des rigorosen Strafgesetzbuches.

Am zusammengedrängtesten bringt wohl folgendes kleine Gedicht Uhlands Ansichten auf politischem Gebiet[239]) zum Ausdruck:

„Dompfennige“[240]) (1842)

„Deutscher Bau am deutschen Strom[241]),
Großer Vaterlandsgedanke!
Bauen wir den Kölner Dom!
Straßburgs Münster baut der Franke.[242])

Daß man nicht sein Glück vergesse,
Müssen Fest und Denkmal sein:
Gutenberg — die freie Preise!
Kölner Dom — der freie Rhein![243])

Heil'ger Dom von Köln, entstehe!
Sinnbild unsrer Friedenszeit,
Deutscher Eintracht, Christlichkeit,
Denkmal der gemischten Ehe![244])

So hatte Uhland in den langen und schweren Verfassungskämpfen, den anstrengenden Landtagssessionen mit ihrer juristischen Kleinarbeit das Rüstzeug geholt, um in den Hallen der Frankfurter Paulskirche als Abgeordneter für die beiden Leitsterne seines Lebens, für Recht und Freiheit, zu reden und durch Mitarbeit in den Ausschüssen einzutreten. Dort sollten dann die beiden Gegensätze von Großdeutsch und Kleindeutsch aufeinanderprallen und das Werk der Deutschen Freiheit zum Scheitern bringen, bis es 1866 und 1870/71 durch das Schwert Moltkes und

238) Schneider-Uhland S. 402.

239) Vorkämpfer der Freiheit Heft 37 S. 65/66.

240) Am 8. Dez. 41 hatte sich ein Zentral-Dombauverein geb., der sich zur Aufgabe machte, den K. Dom zu vollenden; 4. IX. 42 Grundsteinlegg. z. Weiterbau, Sept. 49die 600 jährige Erinnerungsfeier des Beginns des Baues.

241) Das 1840 veröff. Lied v. Nik. Becker (1805/45): „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ hatte das Schlagwort vom Deutschen Strom wieder allg. lebendig gemacht.

242) Der Ausbau wurde unter französischer Herrschaft auch beendet.

243) 1840 ward glänzend u. unter allg. Teilnahme das (angebl. 400 jährige Jubiläum der Erfindung des Buchdrucks begangen. 1837 in Mainz u. 1840 in Straßburg. Gutenbergdenkmäler.

244) Die Frage der gemischten Ehen (1837/38 befaßte sich Kölner Kirchenstreit damit) war damals auch in Wttbg. brennend gewesen.

des eisernen Kanzlers überragende politische Fähigkeit in kleindeutschem Sinne gelöst werden sollte.

Außer Uhland befaßten sich in Schwaben hauptsächlich noch die beiden Brüder Paul Achatius und Gustav Pfizer mit Politik, und ihre Gedanken fanden in verschiedenen politischen Liedern ihren Niederschlag. Schrieb der erstere, als Politiker bedeutendere Paul, der in den gezeichneten Verfassungskämpfen gleichfalls eine Rolle spielte, mehr politische Abhandlungen, allerdings oft in poetisch gehobener Sprache, so lag letzterem mehr die lyrische Ausdrucksart politischer Gefühle und Ansichten. Vor allem sei in den folgenden Ausführungen auf die Gegensätze der Paulskirche, großdeutsch und kleindeutsch, hingewiesen, wie sie sich in genannten schwäbischen Dichtern auswirkten und einander schroff gegenübertraten. Wollte man die Gegensätze schwäbisch formulieren, sie in Personen aus Württemberg gegeneinander auftreten lassen, so wäre auf der einen Seite Uhland, auf der anderen die beiden politischen Dichterbrüder Pfizer. Das demokratisch-freiheitliche, das schwäbische, das allgemein deutsch-patriotische Moment tritt bei allen dreien in gleich starker Weise in den Vordergrund, nur das Wie und Auf-welchem Wege trägt den Stempel der Verschiedenartigkeit an sich. So zu den Ereignissen der Paulskirche.

V. Die Revolution von 1848 in der schwäbischen politischen Dichtung.

1. Die Gebrüder Pfizer in ihrer Freiheitsdichtung: ihre kleindeutsche Einstellung.

Zeitlich vorausliegend gehören die Pfizer'schen Schriften in diese Bewegung. Zunächst muß auf Paul Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen" von 1831 eingegangen werden. Fr. Meinecke[245]) sagt von Paul Pfizer: „Paul Pfizer ist, obwohl kein praktischer Staatsmann, der bedeutendste politische Denker und Publizist Süddeutschlands im 19. Jahrhundert und hat von den Männern der Feder am meisten zur Begründung des neuen deutschen Reiches unter preußischer Führung beigetragen". Die Frage, ob Paul Pfizer kein praktischer Staatsmann war, müßte allerdings noch durch eine Untersuchung über seine Tätigkeit als Kultusminister im liberalen Märzministerium Württembergs von 1848 gelöst werden. Schon bevor die Brüder Pfizer für Preußens Führung eintraten, hatte ein anderer Schwabe die eine Seite Schubart'scher politischer Dichtung, allerdings nicht poetisch, sondern in ungemein praktischer Arbeit aufgenommen. Es war der gleichfalls zum Altliberalismus gehörige Buchhändler Johann Friedrich Cotta. Dieser war 1828 Vertreter von Württemberg und Bayern in der Zolleinigungssache mit Preußen, nachdem er schon 1799 und 1801 für Württemberg und Hohenzollern-Hechingen in Paris erfolgreich tätig gewesen und 1815 Vizepräsident der württembergischen Abgeordnetenkammer gewesen war. Ihm, dem Verleger Schillers und Goethes, der wie bereits bemerkt, auch Uhlands Gedichte in seinen Verlag aufnahm, dem großzügigen Förderer der deutschen Literatur[246]) war es vergönnt, den Zollverein in die Wege zu leiten durch den Vertrag vom 27. V. 1829, den Zoll- und Handelsvertrag zwischen dem bayerisch-

245) In „Weltbürgertum und Nationalstaat": Studien zur Genesis des Nationalstaates, 1911, 2. Aufl. Verlag R. Oldenbourg, München-Berlin.

246) Entgegen Goedeke steht fest, daß Cotta für Stücke wie Maria Stuart usw. 300 Dukaten bot. Schiller und Erben erhielten rund 275 000, Goethe 450 000 Mark gleich 147 500 Reichthaler. Vgl. Schäffle, Cotta 1895 in Berlin bei E. Hoffmann S. 39 ff.

württembergischen und dem preußisch-hessischen Zollverein.[247]) Neben oder nach Cotta war Paul Pfizer der eifrigste Schwabe in dieser Richtung. In seinen Ausführungen findet er wie früher Schubart in der Chronik die gleichen scharfen Töne gegen die Ausländerei der Deutschen und geißelt in heftigen Worten den Partikularismus deutscher Fürsten und Stämme. Er tritt ein für das Recht und die Pflicht zu nationalem Zusammenschluß. Nationalität ist ihm die Persönlichkeit der Völker. Deshalb sind ihm die Rechte der Nation ebenso heilig, wie die Rechte Einzelner auf persönliche Freiheit. Nation und Sprache ist ihm in gewisser Hinsicht identisch, sagt er doch im 15. Brief: „Die Sprache ist der halbe Mensch, und zwar diejenige Hälfte des Menschen, durch welche er einer Nation gehört. Mit bitteren Worten geißelt er die Selbstsucht der deutschen Fürsten, die Eigensucht der deutschen Stämme. Schärfer noch geht er im 26. Brief mit Kosmopolitismus und Humanitätsdusel ins Gericht, spricht gegen den französischen Liberalismus, um im 17. Brief Keulenschläge gegen Oesterreich zu führen.[248]) Er sagt: „Hätte Oesterreich (der Erbe deutschen Ruhms) bei Beginn der Reformation es verstanden, dem Impuls der neuen Zeit zu folgen — — so wäre es heute noch das erste Reich der Welt. Damit (mit der Ablehnung dieses Impulses) ist es aber in Opposition zu Deutschland getreten, Deutschland fremd geworden. So verwandelte sich sein Segen in Fluch". Er kommt zu dem starken Wort: „. . . . in Deutschland ist für Oesterreich und für Deutschland ist von Oesterreich forthin nichts mehr zu erwarten". Für eine neue Zukunft muß sich ein „neuer Kern und Mittelpunkt" bilden. „Deutschland durch die Reformation die geistige Macht Europas, muß seine Bestimmung vollenden" . . . . „Für das alte und starre Oesterreich tritt nun das junge und bewegliche Preußen auf den Plan; statt eines katholischen Staates erscheint ein protestantischer; ein phlegmatisches, stumpfes Volk ohne wahres Gefühl seiner Würde und wenig empfänglich für die Antriebe des Ehrgeizes und Nationalruhms wird durch ein lebhaftes und regsames Volk ersetzt, das auf seine Ehre hält" usw. Er läßt auch, so im 18. Brief,[249]) die Gegenseite in etwa zum Wort kommen. Oft steigt die Darstellung zu dramatischer Wucht der Sprache und man merkt, daß in dem Verfasser ein gut Stück Dichter steckt. Diese Briefe sprengen die Form eines politischen Aufrufs und reihen sich in jene Art von gehobener Sprache ein,

247) Schäffle, Cotta S. 121ff.

248) Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen in; Vorkämpfer deutscher Freiheit Heft 30: Dr. H. Strunk, S. 29, 30 ff.

249) Ebenda S. 38—43.

die um der Form willen gern die Gegensätze schärfer formuliert als sie eigentlich sind. Weit seiner Zeit voraus eilte Pfizer, wenn er für Erwerbung von deutschen Kolonien eintritt. Diese flammenden Aufrufe schlugen ein, und Pfizers Name wurde in ganz Deutschland genannt. Daß er der bei König Wilhelm so beliebten Triasidee dabei scharf zu Leibe rückte, erklärt auch seinen Abschied aus dem Staatsdienst. Noch 1866 tritt er in der gleichen scharfen Art gegen Oesterreich und die Kleinstaaterei auf und freut sich der preußischen Siege.[250]) Paul Pfizer trat für diese Ideen auch in poetischer Form ein in einigen überraschend schönen Gedichten; obgleich man von ihm im allgemeinen sagen muß, daß er eine auffallende Schwäche der sinnlichen Apperzeption und eine Freud- und Farblosigkeit in der Auffassung gerade derjenigen Lebensbeziehungen besaß, in welchen sonst für poetische Gemüter ein ungemeiner Zauber zu liegen pflegt. In den Jahren 1831–33 hat Pfizer ungefähr 40 meist politische Gedichte geschaffen, von denen „Kaiser Josef", „Erlösung", „Demagogen", die sich alle mit dem Problem der Freiheit befassen, zu erwähnen sind. Ebenso enthalten die „Fünfzehn politischen Gedichte", die sein Bruder Gustav und Hermann Hauff 1831 herausgaben, mehrere Gedichte von ihm, so mit Bestimmtheit die beiden „Erlösung" und „Rätsel", die wieder mit der Freiheit sich befassen, sowie eines unter dem Titel „An den König Ludwig von Bayern", das deutlich demokratische Tendenz zeigt.[251]) Naivität, Leichtigkeit, Anmut geht diesen Gedichten wie den meisten politischer Art ab, doch überragen sie das Durchschnittsmaß durch Tiefe der poetischen Anschauung, Erhabenheit der Gedanken, Kraft der Gesinnung. Er klagt über Schwäche und Stumpfheit der Nation, über Schande und Elend des immer noch nicht geeinten Vaterlandes. Er beschwört die Schatten deutscher Heldengestalten, um durch ihr Beispiel vergangener Größe die Gegenwart aufzurütteln, so in einer Tragödie aus der Merowingergeschichte „Fredegunde" und in einem Epos „Hermann der Cherusker", das er aber wieder vernichtete, weil es ihm nicht genügte. Eine gewisse dunkle Färbung liegt über seinen Poesien, dabei aber brennt ein glühendes Feuer gleichsam unter der Asche und man wird den Eindruck einer heißen, aber zurückgehaltenen und gedämpften Leidenschaft nicht los. Den Ton höchster Begeisterung findet er in seinem Gedichte „Der künftige Messias", wo er den Führerberuf Preußens in den glühendsten Farben malte.[252])

250) „Schwäb. Volkszeitung" vom 5. und 8. August 1866. Siehe Künzel in hist.-polit. Bücherei Heft 3, Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1924.

251) Vgl. Diss. Frank, Tübingen 1912: Gustav Pfizers Dichtungen S. 12/13.

252) Krauß II S. 86 und Künzel, Pfizer S. 80 ff. in hist. pol. Bücherei Heft 3.

In der gleichen Richtung erging sich sein Bruder, der als Dichter bekanntere Gustav Pfizer, auf dessen politische Gedichte näher einzugehen ist. Obwohl er sehr viel Stimmungslyrik bot, hatte er für politische Lyrik entschieden bessere Qualitäten. Er ist wie sein Bruder mehr verstandesmäßig veranlagt, und so lag ihm auch eine unplastische, unschöpferische, rein überzeugungsmäßige Dichtart näher, denn es entspringen die Empfindungen politischen Hasses und politischer Begeisterung viel weniger dem unmittelbaren Anschauen, dem unmittelbaren, rein persönlichen Erleben. Sie kommen vielmehr erst auf Grund von Berichten und Erwägungen zustande. So brachte Gustav Pfizer hier mehr als sonst seine edlen Seiten zu packender Anschaulichkeit.[253]) Glühender Begeisterung für das Rechte, für den unterdrückten Menschen verdanken so eine Anzahl Gedichte ihr Entstehen, die Anspruch auf Dauer besitzen.

Wie alle Schwaben, die politische Lieder sangen, ist er ein Gegner von Adel und Fürsten. So ist auch in mehreren deutsch-patriotischen Gedichten mehr der Ruf nach Freiheit als Einheit zu finden. So preist „Die Bürger" die Aera der Bürgertugend, die nun die Zeit des Feudalismus und Despotismus ablösen solle, und zum Teil schon, seit der „großen Dämmerung in Frankreich", abgelöst habe. Innerlich damit verbunden ist „An den deutschen Adel".[254]) Dieser wird aufgefordert, sich nicht mürrisch von der neuen Zeit und ihrem Geist abzuwenden. Sie, die Adeligen, sollten keine Kaste sein, sondern Menschen unter Menschen. In ziemlicher Derbheit wird ihnen vorgeworfen, sie reichten eher einem Mandarinen, der Chinas Kaiser bedienen dürfe, die Hand, als freien Bürgern, und sie fußten auf einem Ahnenstolz, dessen Berechtigung sie mit den arabischen Pferden teilten. Gleichfalls in dieser Richtung läuft „Die Poesie der Freiheit".[255]) Ein junger Sänger spricht von dem „Hohen Rat" die Befürchtung aus, daß die neue bürgerliche Zeit weniger Stoff böte, als die vergangene ritterliche, was im 2. Teil ein Alter aus dem Rat mit allerdings etwas leblosen Gegenvorstellungen zu widerlegen sucht. Daß es aber sehr schwer sei, der Bürgerfreiheit und Bürgertugend im reaktionären Deutschland zur Herrschaft zu verhelfen, besagen zwei weitere Gedichte Pfizers „Stille Musik"[256]) und „An einen Dichter in der Gefangenschaft".[257]) Das erstere enthält den Ge-

253) Näheres siehe Diss. Frank, Tübingen 1912.

254) Ausgabe Cotta von 1830 der Gedichte; darauf bezüglich die Seitenzahl. pg. = steht in dem gleichen Abdruck der pol. Gedichte von 1831.

255) Gedichte S. 276, p. g.

256) Gedichte 1830, p. g. 329.

257) Gedichte 1830, p. g. 262.

danken, ähnlich wie ein Spiel der Kinder, die eine „stille", d. h. eine nur gedachte Musik ausführen, sei der Freiheitsgedanke auch in der Unterdrückung, im Geheimen noch lebendig und mächtig. Eine ähnliche Stimmung herrscht in dem anderen, das leider durch einzelne grobe poetische Mißgriffe ungenießbar wird. So ist in Strophe 9 von „unsterblich blonden Geisteskindern" die Rede und gleich in der 10. Strophe fällt die Freiheit „im Preise", welche Banalität bei dem Ueberpathos, das herrscht, unerträglich wirkt.

Auf schwäbische Politik geht nur „Den Landständen von 1833"[258]) ein, das sich wohl metrisch an Uhlands „Wanderung" anschließt, nicht aber das konkrete Element Uhland'scher politischer Poesie besitzt.

Ebenso dem Vaterland, wie dem Volk zugewandt, gibt sich „Der Bettlermantel",[259]), in balladenhaftem Ton geschrieben. „Ich weiß", ruft der dem Grabe entstandene Hohenstaufe aus, dem dienende Geister statt des Purpurmantels den eines Bettlers reichen müssen:

„Ich weiß, es ist dies Volk verarmt";
Ich will es um den Putz nicht plagen,
Ich will den Bettlermantel tragen,
Weil sich mein Herz der Not erbarmt, —
Und wenn's an Kronen fehlt, an echten,
Will ich im bloßen Haupte fechten".

Gustav Pfizers Freiheitsdichtung geht aber über die Landesgrenzen hinweg. Er gesellt sich der Zunft derer bei, die Griechen- und Polenlieder singen. Diese Dichtung ist sicher bei den meisten, die sich ihr hingaben, weniger der Vorliebe für die entsprechenden Nationen entsprungen, als dem Bedürfnis, ihrem eigenen Freiheitsdrang beredten Ausdruck zu geben. Das Umhüllen mit dem Mantel des Fremden war wohl mehr ein Mittel der Vorsicht, der strengen Zensur der Metternichära zu entgehen, als Hinneigen zum Kosmopolitismus, wenigstens in Deutschland. So dichtete Gustav Pfizer „Der Griechen Gruß an den neuen König" im Zorn über die dem unterlegenen Volke aufgezwungene Fremdherrschaft, die nur zu sehr heimischen Tyrannenhaß wachrief. Im dritten Gesang rufen die Griechen dem ankommenden Wittelsbacher entgegen:

„Störe nicht die ernste Klage,
Eh' das Trauerjahr erfüllt,[260])
Schamhaft unter'm Flore trage

258) Ged. 1830 in 2. Ausg. von 1835 S. 324.
259) Ged. 1830, p. 253.
260) Nach Missolunghis Fall 1826.

Deiner Krone Gold verhüllt.

Dem Despoten dienet pflichtig
Ein behagliches Geschlecht,[261])

Aber streng und eifersüchtig
Wahren Trauernde ihr Recht."

Einen der Bayernherrschaft zeitlich vorausgehenden Moment[262]) behandelt das schmerzerfüllte Gedicht „Parallelen".[263]) Besonders fein wirkt nach einer vorausgegangenen Konfrontierung des jetzigen Zustandes mit dem zur Perserzeit die Wendung „für das liebe Vaterland", mit den homerischen Erinnerungen, die dieses „lieb" in diesem Zusammenhang hervorruft. Man kann das Gedicht rein poetisch zu den besten Pfizer'schen Produkten rechnen.

Die elegischen Töne wiegen noch mehr vor in den Freiheitsliedern, die sich mit Polens Erhebung befassen mit einer Ausnahme, die wohl 1830 unter dem Eindruck der glücklichen Nachrichten vor der endgültigen Vernichtung[264]) der polnischen Armee entstanden sein muß. Dieses Gedicht „Siegesgruß" möge in der ersten und letzten Strophe, die durch einen mächtigen Refrain verbunden sind, zeigen, wie hoch sich Pfizers Pathos neben so vielem Banalen, das seine meisten Werke ungenießbar macht, erheben konnte:

„Frohlockt ihr Berge, jauchzt ihr Hügel!
Der weiße Adler spannt die Flügel
Aus über ein erlöstes Land;
Daß er von Staub und Blut und Asche
Den Glanz der Flügel rein sich wasche,
Enteilet er zum Meeresstrand.

— — — — — — — —

Und durch Europa hallt es wider,
Und tausend sinken betend nieder,
Und dankend faltet sich die Hand, —
Frohlockt ihr Berge, jauchzt ihr Hügel!
Der weiße Adler spannt die Flügel
Aus über ein erlöstes Land!"

In „Der Baum des Ruhmes"[265]) werden die besiegten Polen

261) Anspielung auf das politisch apathische Verhalten des Durchschnittsbürgers.

262) Den, da die Griechen dem Mächtekonvent ausgeliefert waren.

263) Ged. 1830, p. 305, in pol. Ged. v. 1831.

264) bei Ostrolenka 26. V. 1831 unter russ. General Diebitsch.

265) Ged. S. 282 p. g.

mit dem Lorbeer bedacht, der den rohen Ueberwindern verweigert wird. Bitter beklagt das Verbrechen, das mit der Niederwerfung Polens an Freiheit und Recht geschehen sei, „Polens Schicksal“.[266]) Besonders wendet sich der Dichter hier gegen das angeblich „Notwendige“, das über Gut und Böse gesetzt werde in der Politik; gegen die Vernünftigkeitslehre Hegels und seiner Anhänger sind die auf die Teilung und Unterwerfung Polens gerichteten Verse gemünzt:

„Preußens Philosophen sagen:
Was geschah, ist wohlgetan“.

Durchweg den Ton starker Trauer und entrüsteten Zornes haben die anderen Polengedichte, so z. B. „Den Manen der Polen,[267]) das in folgender Strophe seinen Höhepunkt hat:

„Ihr rangt, den Berg hinaufzuwälzen
Der Freiheit schweren Altarstein!
Umsonst, ihr ruht nun unterm Felsen,
Starr mit zerschmettertem Gebein!
Der Pilger hemmt an eurem Grabe,
Ein Opfer euch zu weih'n, den Lauf, —
Ein Dichter, leg' ich meine Gabe,
Den ersten dunklen Kranz darauf“.

Nicht so auf der Höhe sind „Polenhelden“ und „Mythe“,[268/69]) in denen der Gedanke ausgedrückt ist, trotz Unterdrückung werde der Geist der Polen weiterwirken. Aehnlich ist „Lethe“,[270]) indes „An Gustav Schwab“[271]) und „Winterscene aus Polen“ zum Besten gehören. In dem ersteren berührt angenehm das Ineinander von einer bei Pfizer seltenen Kraft der Naturerfassung und von lebendigem, menschlichem Gefühl. Im zweiten, „Winterscene aus Polen“, warnt eine polnische Mutter ihr Kind, in dieser wilden Zeit ihre Hütte zu verlassen. Von besonders zarter Empfindung ist die letzte Strophe:

„Siehe dort, ein kältezitternd Reh
Flüchtet vor den Wölfen durch den Schnee, —
Laß es ein, damit es kann erwarmen!
Ja, barmherzig muß man sein, mein Kind,
Daß die Fremden auch so voll Erbarmen
Deinem flücht'gen Vater sind“.

In die Reihe dieser Freiheitsgedichte gehören noch zwei „Neu-

266) Ged. S. 285 p. G.
267) Ged. S. 289 p. g.
268) und 269) Ged. S. 296 u. 298.
270) Ged. S. 300.
271) 1831 dichtete Schwab auch „Ein Flüchtling“, das vielleicht wertvollere Gegenstück zu dem bekannten „Polenflüchtling“ Lenaus.

jahrsgedichte",[272]), von denen das zweite einen alten Glöckner in der Sylvesternacht vor einem unglücklichen unfreien Jahr, einem dämonischen Antrieb folgend, statt zwölf „dreizehn" schlagen läßt. „Der sterbende Kosmopolit"[273]) behandelt mehr weltbürgerliche Ideale, ist formell und in der Diktion ganz von Schiller abhängig, wie die ganze Dichtung Pfizers sich an Schiller anlehnt.

Zu Gustav Pfizers politischen Dichtungen kann man auch sein 16000 Verszeilen umfassendes, in der Betran de Born-Strophe verfaßtes historisch-politisches Epos aus dem 15. Jahrhundert rechnen, „Der Welsche und der Deutsche" betitelt.[274]) Pfizer spielt den ganz auf das Ethische gestellten Gregor von Heimburg, den Vertreter deutscher Bürgerfreiheit und Vorkämpfer deutscher Einheit gegen Aeneas Silvius Piccolomini, den späteren Pius II. aus. Liebe zum Deutschtum, Sehnsucht nach einem einigen Deutschen Reiche, Gegensatz zu jeder Art von überzeugungslosem Opportunismus zeugen dafür, daß das Epos ein in die Gewande geschichtlicher Vergangenheit gekleidetes Zeitgedicht ist.[275])

Weniger aus politischen, als aus allgemein menschlichen Gründen beteiligte sich der 1830 in Italien verstorbene Wilhelm Waiblinger an dieser Art Freiheitsdichtung; seine 10 Griechenlieder[276]) sind nicht originell, sondern nach dem Muster Wilhelm Müllers gedichtet.

Justinus Kerner, dessen Bruder Georg wir als politisch hocherregbaren Mann kennen gelernt haben, ließ seine Freunde bei der Ueberzeugung, er verstehe von diesen Dingen nichts. Im Verfassungsstreit war er, trotz seiner Parteinahme für die Wangenheim-Richtung, innerlich wohl auf der Uhlandseite, denn er dichtete seine Fabel, nach welcher der Herrenorden von dem ohne sein Begehren ins Land gekommenen Frühling nichts wissen will und sich in der Wildschur schimpfend hinter den Ofen setzt. Auch gab er fast gleichzeitig das Leben des Herzogs Christoph heraus, des Gründers der altwürttembergischen Verfassung.

2. *Uhland und 1848 in der Dichtung; großdeutsche Einstellung.*

Der kleindeutschen Einstellung der Brüder Pfizer stand der großdeutsche Uhland schroff gegenüber. Hatte jene im „Briefwechsel zweier Deutscher" von 1831 ihren Höhepunkt erreicht,

272) Ged. S. 308 u. 313.

273) Ged. S. 371 p. g.

274) Vgl. Diss. Frank S. 120 ff.

275) Betreffs des mit den Schwaben befreundeten Griechenmüllers (Wilhelm Müller 1794—1827) vgl. Goedecke, Grundriß XIII. S. 350 Dresden, Ehlermann 1881, wo Prinzipielles über Griechen- und Polendichtung gesagt ist.

276) Lieder der Griechen von W. Waiblinger, Stuttgart, Brodhag 1823.

so kam diese politisch in der Paulskirche zum Durchbruch. Doch kann man sagen, die Vorliebe für die großdeutsche Einstellung war bei Uhland schon vorher vorhanden, Zuneigung zu Oesterreich hatte ihn schon früher den Stoff Friedrichs des Schönen bearbeiten lassen. Waren die Schwabendichter in allen übrigen politischen Grundfragen einig, hier strebten sie scharf auseinander. Waren die Pfizer energische Preußenfreunde, so war Uhland ebenso energisch antipreußisch eingeschworen. Seine Rede in der Nationalversammlung zeichnet sich ebenso durch juristische Klarheit als durch poetische Sprache und Wärme des Gefühls aus. Darauf sei des Näheren eingegangen.

Es handelte sich im Oktober 1848 um die Beratung des Gesetzentwurfes über das Reich und die Reichsgewalt. Uhland macht einen Verbesserungsantrag, dahin lautend:

„Die Nationalversammlung möge die §§ 2 und 3 des Entwurfes von der Beratung ausnehmen und sofort zum Beschluß erheben".

Die Paragraphen lauten:

§ 2. „Kein Teil des deutschen Reiches darf mit nicht-deutschen Ländern zu einem Staate vereinigt werden."

§ 3. „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen".[277])

Diesen Antrag, der das Verhältnis zu Oesterreich klar stellen soll, unterstützt Uhland durch eine längere Rede, die erste, die er in der Paulskirche hält und die aus seinem Rechtsgefühl heraus zu verstehen ist. Die markantesten Stellen lauten: „Mag immerhin Oesterreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es hat einen näheren, höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands". (Lebhafter Beifall von allen Seiten) . . . " Jetzt soll Oesterreich von uns losgerissen werden? Jetzt, wo es eben jung wie ein Adler, mit den frischen Wunden der März- und Maikämpfe[278]) zu uns herangetreten ist, um den neuen Bund der Freiheit zu schließen? (Bravo! auf der Linken.) Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gelöscht sei — Oesterreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit.[279]) Oesterreich muß mit uns sein und bleiben in der

277) Stenogr. Berichte aus der Fr. Nationalversammlung, Sitzung 183, 25. X. 1848. Vgl. auch Diss. Bernhardt, S. 65 ff.

278) Gemeint Kämpfe in Wien.

279) Anspielung auf die in Oesterreich heftigsten Zusammenstöße zwischen Regierung und Demokratie.

neuen politischen Paulskirche. Meine Herren! Sie haben kaum erst ein Gesetz zum Schutze der Abgeordneten gemacht, wollen Sie zustimmen, daß anderthalb hundert deutsch-österreichische Volksvertreter vor Ihren Augen hinweggeführt werden in die Verbannung? — — — Wir müssen die Form bereit halten, in die das siedende Metall sich ergießen kann, damit die blanke unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige!"

Nach Ablehnung des Antrags, jeder Deutsche solle zum Staatsoberhaupt gewählt werden können, erklärt sich Uhland gegen die Bevorrechtung eines einzelnen Stammes (gemeint Preußen) und wieder gegen den Ausschluß Oesterreichs. Er sagte in seiner Rede vom 22. I. 1849: „Ich lege meine Hand auf die alte offene Wunde, den Anschluß Oesterreichs" . . . „Die deutsche Einheit soll geschaffen werden; diese Einheit ist aber nicht eine Ziffer, sonst könnte man fort und fort den Reichsapfel abschälen, bis zuletzt Deutschland in Liechtenstein aufginge" . . . „Das ist eine stümperhafte Einheit, die ein Dritteil der deutschen Länder außerhalb der Einigung läßt". . . . „Manchmal, wenn in diesem Saale österreichische Abgeordnete sprachen — und wenn sie gar nicht in meinem Sinne redeten —, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernehme oder das Adriatische Meer rauschen höre. Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Oesterreich von uns ausgeschieden ist! Die westlichen Hochgebirge weichen zurück; die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer". — Im Hinblick auf die Verwandtschaft Süddeutschlands mit Oesterreich ruft er der Versammlung zu: „Schonen Sie, meine Herren, das Volksgefühl! — — — „Wir wollen — gestatten Sie zum letzten Mal! — einen Dombau;[280]) wenn unsere alten Meister ihre riesenhaften Münster aufführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, so bauten sie den einen Turm, und für den andern legten sie den Sockel. — Der Turm Preußen ragt hoch auf, wahren wir die Stelle für den Turm Oesterreich! Der Turmspitzen haben wir freilich eine große Zahl — ich will mich anders fassen: Mitten in der Zerrissenheit dieser Versammlung war mir das eine erhebende Gefühl, daß, so sehr wir uns oft gegeneinander aufbäumen, wir dennoch durch das nicht mehr zu brechende, im Volksbewußtsein gefestigte Gebot der deutschen Einheit wie mit eisernen Banden zusammengeschmiedet sind; trennen Sie Oesterreich ab, so ist das Band zerschlagen" . . . Am Ende seiner Rede, die im Vergleich zu unseren heutigen Parlamentsreden von einer poetischen Innigkeit

280) Vgl. das schon besprochene Gedicht Uhlands: „Dompfennige" von 1842.

durchflutet ist, und von plastischer Bildhaftigkeit beseelt, wie sie nur ein wirklicher Dichter zu eigen hat, bringt er jenen klassischen Satz, der weltbekannt geworden ist: „Meine Herren! Verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Oesterreich nicht ab, retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt ist".[281])

Bei der Kaiserwahl, bei der 290 Stimmen für Friedrich Wilhelm IV. fielen, war Uhlands Stimme am 28. III. 1849 bei den 248 Enthaltungen. Am 11. IV. stimmte er dann mit der Linken mit „nein" über die gesamte Reichsverfassung.

Der Gang der Dinge ist kurz folgender: Friedrich Wilhelm IV. lehnt ab; Preußen, Oesterreich, Sachsen rufen ihre Abgeordneten ab. Bei nur noch einem Drittel der Abgeordneten wird trotzdem der Antrag auf Beschlußfähigkeit des Hauses bei nur 100 Anwesenden angenommen.[282])

Der 30er-Ausschuß überträgt Uhland die Abfassung eines Aufrufs an das Volk, in dem er zur Bildung von Volkswehren aufforderte zum Schutze der Verfassung. In echt schwäbischem Trotz harrt Uhland bei dem nach Stuttgart verlegten Rumpfparlament aus, ohne mit vielen Beschlüssen im mindesten einverstanden zu sein. Die bekannte Auflösung erfolgte am 18. Juni 1849 durch württembergisches Militär, das die nachmittags um 3 Uhr zum Sitzungssaal marschierenden Abgeordneten (Uhland an der Spitze) auseinanderdrängte.[283])

Uhlands Ansicht in der Kaiserfrage fand in einem kleinen Gedicht vom 7. III. 1849, betitelt „In der Paulskirche 1849" ihren Ausdruck, weit weniger poetisch als in seiner Rede. Die Verärgerung über das Unerfülltbleiben hochgespannter Wünsche spricht aus den wenigen Worten:

I.

„Ach und weh im ganzen Land!
Ist uns noch kein Haupt geboren?
Nein! Es ist ein Uebelstand!
Deutschland hat den Kopf verloren.

II.

„Schlagen das Haupt wir ab des unseligen erblichen Kaisers,

281) Vgl. Vorkämpfer der Freiheit, Heft 37, S. 33—39.

282) Siehe Diss. Bernhardt S. 69 ff.

283) Vgl. dazu Uhlands Erklärung: Vorkämpfer deutscher Freiheit, Heft 37, S. 42/44.

Flugs, wie der Hydra, steh'n sieben der Häupter am Platz".[284])

Zehn Jahre später hatte Uhland seine bittere Enttäuschung noch nicht überwunden. Das bezeugt folgende in poetische Form gegebene Absage an den Direktor des Liederkranzes in Nagold:

„Ihr fordert, daß ich Lieder singe,
Mit Deutschlands Barden, Glied an Glied?
Der Anblick unsrer Deutschen Dinge
Der geht mir übers Bohnenlied".[285])

Uhland blieb zeitlebens seinem demokratischen, freiheitlichen Standpunkte treu. So lehnte er im Dezember 1853 es ab, die auf Alexander von Humboldts Anregung erfolgte Wahl ins preußische Ordenskapitel[286]) anzunehmen. Dieselbe Absage ließ er an von der Pfordten in Bayern gehen mit der Begründung, es stünde ihm nicht wohl an, sich mit Orden und Ehrenzeichen zu schmücken zu einer Zeit, in der viele, die mit ihm in der Nationalversammlung gesessen, dem drückendsten Lose verfallen seien.[287])

Zum letzten Mal in seinem Leben trat er für sein altes Ideal der Freiheit ein mit einem Trinkspruch auf der Schillerfeier in Stuttgart 1859, jener gedenkend, die — wie z. B. Ludwig Pfau — seit 1849 in der Verbannung lebten. „Ertönen wird der Glockenruf (nach Eintracht und Freiheit) in die Zerrissenheit des deutschen Gesamtvaterlandes, in dessen klaffende Wunde wir eben erst tief hinabblickten".[288])

Nach diesen Ausführungen kann wohl das Resultat gezogen werden, daß Uhlands politische Dichtung aus seiner Tätigkeit als Politiker erfloß. Nicht zu halten ist es, wenn dagegen Laube aus dem Lyriker Uhland dessen Parteinahme für die Linke erklärt und den weiteren Schluß zieht, Uhland habe von den faktischen Verhältnissen der deutschen Mächte nichts wissen können und mögen, weil ihm das seinen politischen Inhalt zerfetzt hätte. Uhland war vielmehr, was politische Schulung in praktischer Kleinarbeit anlangt, durch seine fast ein Jahrzehnt währende parlamentarische Tätigkeit Laube gewiß nicht unterlegen.

---

284 und 285) Ebd. S. 67.

286) Als durch den Tod Tiecks ein Orden pour le mérite erledigt war.

287) Diss. Bernsardt S. 84.

288) Vorkämpfer deutscher Freiheit, Heft 37, S. 53. Uhland spielt hier auch auf die Tatsache an, daß die starke „kleindeutsch-preußische Partei im Deutschen Bunde" des letzteren Eintreten zugunsten des 1859 von Frankreich in Italien besiegten Oesterreich hintertrieben hatte, und dieses somit gezwungen war, den überaus nachteiligen Züricher Frieden (gerade am 10. November, da Uhland seinen Trinkspruch hielt) zu schließen.

3. Fr. Th. Vischer, Pfau, Karl Mayer.

Ganz in Uhlands Richtung war auch der Tübinger Aesthetiker Vischer, der demokratisch, liberal, großdeutsch eingestellt, mit an den Tagungen der Paulskirche und des Rumpfparlaments als Abgeordneter des Bezirks Reutlingen-Urach teilnahm.[289]) In seinen Dichtungen verbreitet er sich in witziger, oft scharf satirischer Art über alle Probleme der damaligen Zeit. Er versucht es, objektiv zu sein; doch reißt ihn seine ungemein geistreiche, in Anthithesen sich bewegende Art leichter als seine Zeitgenossen zu einseitiger Beurteilung hin. Indessen wird die satirische Art von einem Hauch zarten und reinen Humors überweht, was seine Gedichte und den Roman „Auch Einer" so überaus genußreich erscheinen läßt. Als 1870 die deutsche Einigung gelungen war, wurde er aus der Ueberzeugung, daß der „naturnotwendige" Lauf der Geschichte so gehen mußte, Anhänger des neuen Kaisertums und entschied sich, aus der Resignation herauszutreten und mitzuwirken am Ausbau des, wenn auch auf kleindeutscher Basis, so doch zustandegekommenen Reiches. Allerdings behielt er sich als echter Schwabe zeitlebens das Recht einer ausgedehnten Kritik vor, sagte frei heraus, was ihm an dem neuen Regiment nicht gefiel. Begeistert jubelt er in dem am 3. I. 1871 entstandenen Gedicht „Der Hohenstaufen" dem neuen kommenden Reich entgegen:

„O herzdurchschauernd Bild! ich glaub es kaum!
Mein Auge taut, ja, fließet nur ihr Tränen!
Ich darf's erleben! Wahrheit wird der Traum
Der Jünglingsseele, wird mein frühes Sehnen!

Doch dämpft die letzte Strophe in etwa den lauten Jubel und geht in eine Stimmung der Wehmut über in den Worten:

„Nein, du mein deutsches Volk, du träumst nicht mehr
Von alter Herrlichkeit in kahler Blöße;
Wie kleidet er dich traurig schön und leer,
Der blut'ge Festschmuck deiner neuen Größe!"[290])

Nach dem großen Krieg wollte er Abgeordneter für die „Nationale Partei" im Bezirk Vaihingen an der Enz werden. Er unterlag gegen den Kandidaten der Demokraten. In seinen Schriften wurde er nicht müde, immer wieder für das Deutschtum einzutreten.

Am besten dürfte den beweglichen Aesthetiker A. Rapp in seiner Schrift „Friedrich Th. Vischer und die Politik" gekennzeichnet haben, wenn er sagt, seine ganze politische Entwicklung gibt uns

289) Vgl. Fr. Th. Vischer, von Dr. Theod. Klaiber, Stuttgart 1920 *S.* 64—84.
290) Klaiber, Vischer S. 215/216.

„das Bild eines Humanisten, der auf der Zeitenscheide von der unpolitischen zur politischen Nation selber politisch wird, und den dann ein leidenschaftlicher, verzehrender, ein wachsamer und tiefblickender Patriotismus treibt, daß er mit aller geistigen Habe und der ganzen Energie des Charakters der nationalen Aufgabe dient.[291])

Satirischer und schärfer noch als Vischer, jedoch ohne den Humor des Verfassers von Faust III. Teil, tritt unter den politischen Schwabendichtern Ludwig Pfau für die Forderungen des Tages ein. Auch er erging sich 1848/49 auf den Wegen der politischen Lyrik. Als Redakteur des Witzblattes „Eulenspiegel", das durch seine urgelungenen Karikaturen weiteste Verbreitung fand, wurde ihm der Hochverratsprozeß gemacht; er entzog sich einer 21jährigen Festungshaft durch die Flucht in die Schweiz. Seit 1852 war er in Paris, Brüssel, London, Antwerpen, ab Ende 1863, nach erfolgter Amnestie, wieder in Stuttgart. Er konnte sich mit dem neuen Reich nicht versöhnen, sondern bekämpfte es heftig bis zu seinem Tode 1894. 1848 waren „Stimmen der Zeit", 1849 „Deutsche Sonette auf das Jahr 1850" erschienen. Auf diese politischen Gedichte näher einzugehen erübrigt sich; es müßte dasselbe gesagt werden wie bei Uhland. Denn Pfau hat es einmal ausgesprochen, daß auch er „die Freiheit nur im Vaterlande liebe".[292]) Im allgemeinen aber sieht er alles durch die demokratisch-politische Brille. So haben sich leider politische Feindschaft und Leidenschaft in seine sonst vortrefflichen Kunststudien eingeschlichen.

Besser als Pfau trennte sein Landsmann Schott Dichterisches und Politisches, obwohl auch dieser 48er Abgeordnete politische Lieder dichtete.

Ein politisch-patriotisches Stück lieferte unter anderem noch der Waiblinger Oberamtsrichter Karl Mayer, ein Freund von Uhland und Kerner, in dem fünfaktigen Festspiel „Die Weiber von Schorndorf"; zur 200jährigen Jubelfeier der Befreiung der durch Melac bedrohten Stadt.[293]) Das Stück behandelt die Befreiung Schorndorfs von der Franzosengefahr durch das resolute Auftreten der Bürgermeisterin Anna Barbara Künkelin und ist angefüllt mit köstlichem Humor, doch auch mit der deutlichen Tendenz, daß die „hohen Herren und Prinzen aus Stuttgart" ohne das Volk nun einmal nichts ausrichten können. Karl Mayer

291) Klaiber, Vischer S. 215/216.

292) Krauß II, S. 208ff.

293) Stuttgart, Verlag des „Beobachter" 1888; nur noch in wenigen Exemplaren aufzutreiben. Ich fand es unter den Büchern meines Großvaters, der es von seinem Freunde Karl Mayer noch erhielt.

schrieb auch politische Lyrik, die sich von derjenigen der anderen Schwaben nicht unterscheidet, allerdings oft unter dem guten Durchschnitt bleibt.

So haben sich die 48er Jahre in Schwabens Dichtung ausgewirkt. Wie in ganz Deutschland sind auch hier die beiden Pole Großdeutsch und Kleideutsch aufeinander gestoßen, doch war man sich in den anderen Grundfragen eines gemäßigten Liberalismus und einer mittleren demokratischen Linie im allgemeinen vollkommen einig.

VI. Ausblick: Georg Herwegh.

Allerdings gab es auch hier einige wenige, die in ihren Anschauungen einem gewissen Extremismus zuneigten und so zu jenen politischen Gruppen überleiteten, die später mehr zum Sozialismus hingravitierten. Man kann sie für Württemberg unter dem Sammelbegriff einer linksgerichteten Demokratie zusammenfassen. Es sind das jene Leute, die in Dichtung und Politik mehr das soziale Element hervorhoben, die sich von den Traditionen eines liberalen Bürgertums freimachten, um der am innerpolitischen Horizont aufdämmernden Morgenröte des langsam erwachenden vierten Standes ihre Kraft zu widmen. Eine unbedingte Reichsfeindschaft nach 1870 ist, neben den schon gekennzeichneten sozialen und demokratischen Tendenzen, die Signatur ihres Wesens. Sie kamen nicht so aus dem schwäbischen Heimatboden mit ihren Bestrebungen und Idealen, sondern vielmehr von den Jungdeutschen, von Heine, Börne, Gutzkow, besser, sie hatten sich zu ihren spezifisch schwäbischen Eigenarten die Instinkte des jungen Deutschland auf religiösem, politischem und philosophischem Gebiet angelesen und anerzogen, so weit es überhaupt möglich ist, bei diesen Leuten eine konstante Entwicklung zu verfolgen. Am einfachsten ist noch der bereits charakterisierte Ludwig Pfau zu verstehen, der die 48er Linksrichtung bis zum Lebensende konsequent vertrat. Doch leitet er mit seiner Bevorzugung sozialer Momente schon stark zu dem Radikalsten der Radikalen, zu Herwegh über.

Auch Herwegh ging ganz aus dem Boden Schwabens hervor. Bei ihm aber kommt nicht das Positive zum Vorschein, das trotz scharfer Kritiken einen Schubart und Uhland mit ihrem Kreis auszeichnet. Er ist ein verneinender Geist geworden, der an allem Kritik übt, ohne Barmherzigkeit und Einsicht, sofern es seinen oft fesselos dahinstürmenden radikalen Instinkten entspricht. Und doch würde man ihm sicher unrecht tun, wenn man sein Dichten und Leben nur unter dem Gesichtswinkel seiner ausgeprägten Eitelkeit betrachten wollte. Es liegt in seiner ganzen Art, in seiner Dichtung und Politik, ein gewisses Unberechenbares, etwas von jener ungebändigten großartigen Dämonie, welche für Ferdinand Lassalle zum Verhängnis geworden ist. Herwegh

befaßte sich überdies so ziemlich als einziger von den schwäbischen politischen Dichtern mit Philosophie. Er gelangte von der Orthodoxie im Tübinger Stift (es war die Zeit der liberalen Bibelkritik von Bauer und Strauß) zu einer Art von Deismus, zumeist durch das 1835 erschienene „Leben Jesu" von Strauß. In seiner dem Austritt folgenden Stuttgarter Journalistenzeit huldigt er einer auf Jean Paul und Börne gegründeten Popularphilosophie, doch ohne die Religion unbedingt zu verwerfen, wenngleich er jeglichem Pietismus und der Orthodoxie feindlich gesinnt ist.[294]) In der Philosophie ist er mit Jean Paul Gegner einer streng rationalistischen und kritischen Richtung, doch sympathisiert er nicht mit Fichtes System, das ihm zum Solipsismus zu führen scheint, sondern mit Fichtes Persönlichkeit. Im allgemeinen ist seine Jugend von einem kritischen Skeptismus durchzogen. Später wandte er sich mehr Feuerbach zu, unter starker Abneigung gegen Hegel und Schelling. Von einer deistisch-panteistischen Anschauungsweise gelangt er auf religiösem Gebiet dann zu ausgesprochener Kirchenfeindlichkeit. Er vermengt alles mit seinen politischen Gedanken und läßt in seinen politischen Gedichten das religiöse Moment eines absoluten Atheismus stark anklingen. Schließlich stand er ganz unter dem Einfluß von Feuerbach, mit dem er sich enge befreundete. Als Zeugnis diene das Gedicht „Seinem Ludwig Feuerbach".

„Durch Himmel und durch Hölle deinen Gang
Hast du gemacht wie jener große Dante.
Von göttlicher Komödie sprach man lang,
Bis sie als menschliche dein Blick erkannte".

Was die politischen Ansichten angeht, fußt Herwegh auf den allgemeinen demokratischen und liberalen Grundgedanken seiner Heimat. Aber auch Jean Paul, der für Abschaffung von Fürsten, Adel, Kirchen, Mönchsorden, stehenden Heeren, für Einführung von Rede- und Preßfreiheit schrieb, übte starken Einfluß auf Herwegh aus. Dazu kommt eine rousseauistische Bewunderung des niederen Volkes. Radikaler noch orientierte sich Herwegh in Zürich, das neben geflüchteten Demagogen, Verschwörern aus Mazzinis Schule ein Asyl bot. Auch stellte er sich entschieden großdeutsch ein. Die Quintessenz seiner politischen Dichtung kann in dem Ausspruch liegen: „Bei den Alten war die Poesie eine ewige Hymne auf die Freiheit, bei uns ist sie ein Ersatz für dieselbe, ein Trost für ihren Verlust.[295]) So gelingt ihm auch

294) Vgl. Dr. E. Baldinger: G. H., die Gedankenwelt der Ged. eines Lebendigen in Sprache uud Dichtung. Bern: A. Franke Verlag, 1917, S. 21 ff.

295) Baldinger S. 73.

die poetische Darstellung des Freiheitsgefühls am besten. Er singt von der Freiheit,[296] die er mehr liebt als Liebe:

„Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläste mied,
Laß' ich getrost die Liebe laufen;
Mein ganzer Reichtum sei mein Lied".[297]

Er preist Arndt's Wiedereinsetzung 1841 und bläst zum „heiligen" Krieg gegen Frankreich, stimmt im „Sterbenden Trompeter" nachträglich noch in die Polenbegeisterung ein. Sein bestes Gedicht vaterländischen Freiheitssanges ist wohl sein „Reiterlied" von 1841, das in die Verse ausklingt:

„Auf! In den Feind, wie Wetterschlag!
O Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!"[298]

In Bezug auf den Rhein singt er im Oktober 1840:

„Der ist sein Rebenblut nicht wert,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben!"[299]

Am zündendsten wirkt sein „Aufruf" (1841):

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden . . . ."[300]

Gegen Fürstendienerei wendet sich „Vive le Roi"[301] in kräftigen Ausdrücken. Die schärfsten Töne findet „das Lied vom Hasse" (1841) mit dem Refrain:

„Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!"[302]

Eines seiner dichterischen Vorbilder ist Béranger, den er in einem Gedichte als „Der Freiheit unerschöpfte Mine" preist mit den Schlußversen:

„Ein Schwert mit Rosen wollen wir ihm bringen,
Ein Schwert mit Rosen meinem Béranger!"[303]

296] H. Tardel: Herweghs Werke, Stuttgart, Bong & Co., 1909, I. Teil S. 25.
297] welches Lied ihm später, als er sich nach einer reichen Heirat dem Genuß hingab, von seinen Parteigängern vorgehalten wurde.
298] Tardel Herwegh: Gedichte eines Lebendigen S. 31.
299] Ebd. S. 32.
300] Tardel: Herwegh: Gedichte eines Leb. S. 38.
301] Ebd. S. 44.
302] Ebd. S. 47.
303] Ebd. S. 52.

Schwärmerisch verehrt er Ulrich von Hutten als „unsern Bruder" und ruft den deutschen Bürgern zu

„Wie lang mit Lorbeer überschütten
Wollt ihr die korsische Standarte?
Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?"[304])

Andererseits wendet er sich mit Ingrimm gegen Rom. In Hucht dem Papst, dessen ganzes Wirken „vom Pol bis zu den Tropen" er „Gift und Galle" wünscht, der ihm ein Lügenmaul und „Pfahl im Fleische der Menschheit" ist.

Noch mehr destruktive Tendenzen zeigen die politischen Gedichte der Jahre 1844—1875. Gerade zu widerwärtig ist die Wirkung von „An Borussia" 1847, in welchem Gedicht er sich in niedere Sphäre eines Pamphletisten herabsinkt. Seiner Enttäuschung von 1848 folgen immer bissigere Satiren auf Deutschland, das Michelthum, die politische Verschlafenheit. Alle diese Gedichte nehmen mehr und mehr Heineschen Ton an, der sich oft recht witzig ausnimmt, noch öfter aber ein Gefühl des Ärgers und des Ueberdrusses zurückläßt. Kein Ereignis der Politik läßt Herwegh unbedichtet, über alles gießt er seine Lauge, jede Tat der deutschen Regierungen wird mit hohnischen Versen bedacht.

Was die Gedichte von 1849 betrifft, bei denen sich Herwegh durch eine klägliche Feigheit ausgezeichnet haben soll, um sich schließlich von seiner Frau, unter dem Spritzenleder eines Wagens versteckt, über die Grenze fahren zu lassen, so hat Tardel[305]) nachgewiesen, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort ist, daß Herwegh und seine Frau vielmehr als die letzten bei Niederdossenbach die Flucht ergriffen. Da Herwegh aus Verärgerung keinen Widerspruch erhob, konnte die Spritzenledergeschichte, nicht zuletzt gefördert durch das gleich nach der Schlacht entstandene „Guckkastenlied vom großen Hecker"[306]) weiteste Verbreitung finden. Heine hat die Anekdote in dem Gedicht „Simplicissimus I" gleichfalls in wenig edler Weise behandelt. Doch ebenso wenig edel behandelte Herwegh nach 1870 seine deutsche Heimat.[307]) Deutschland nennt er höhnisch die „glücklich verpreußte Mutter Germania".

Herwegh beharrte in glühendem Haß gegen alles Norddeutsche und Preußische, so wenn er in „Der Siegestrunkene" (Frühjahr 1871) sagt:

304] Ebd. S. 59.

305] Herweghs Werke: Lebensbild S. LXXIII—LXXVIII.

306] Zu finden bei Hans Blum: Die deutsche Rev. 1848/49. Leipzig 1897 2. 224 und Ed. Heyck, Deutsche Geschichte: Bielefeld 1906. Bd. 3 S. 492.

307) Lebte seit der Amnestie von 1866 in Baden-Baden.

„Ach, Einheit ist ein leerer Schall,[308])
Wenn sie nicht Einheit ist im Guten,
Wenn ihr korinthisches Metall
Uns mahnt an Mord und Städtegluten:
Ach, Einheit ist ein tönend Erz,
Wenn sie nur pochend auf Kanonen
Zu reden weiß an unser Herz —
Und klingt es anders von den Thronen?
Einheit des Rechtes ist kein Schild,
Der uns bewahrt vor Unterdrückung;
Nur wo als Recht das Rechte gilt,
Wird sie zum Segen, zur Beglückung.
Nur diese war's, die wir erstrebt,
Die Einheit, die man auf den Namen
Der Freiheit aus der Taufe hebt;
Doch eure stammt vom Teufel: Amen!"

In seiner Mißbilligung der Besitzergreifung Elsaß-Lothringens ging er so weit, daß er zu dem Grafen Zeppelin die Aeußerung tun konnte:[309]) „Jamais je ne remettrai les pieds dans l'Alsace devenue allemande, mais que mon fils Marcel y aille à ma place; il y verra ce dont l'Allemand, ivre de gloire et de sang, est capable, qu'il en garde le souvenir". – Herweghs Söhne wurden denn auch Franzosen und ließen sich in Frankreich naturalisieren.

Er beharrte auf seinem republikanischen Standpunkt und wandte sich der Arbeiterdichtung zu. Schon 1864, im April, nach einem Briefwechsel mit Ferdinand Lassalle, hatte er das „Bundeslied für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" gedichtet nach der Vorlage von Percy Bysshe Shelleys „Song to the men of England":[310]) am berühmtesten sind die drei letzten Strophen

308] Tardel: Herwegh, Neue Ged. S. 133 134.

309] Tardel: Herwegh: Lebensbild S. 100.

[310]) Shelleys 1. Strophe lautet:

„Men of England, wherefore plough
For the lords, who lay ye low?
Wherefore waeve with toile and care
The rich robes your tyrants wear?

(Poetical Works, herausg. v. Harry Buxton Foomann, London 1882, Bd. 4, S. 4.

In Adolf Stratmanns Uebersetzung:

Männer Englands, was bestellt
Euren Zwingherrn ihr das Feld?
Warum webet eure Hand
Der Tyrannen Prachtgewand?

(Shelleys ausgew. Dichtg. aus dem Engl. Leipzig, Bibl. Inst. o. Jahrz., S. 319.

Bei Herwegh die zwei ersten Strophen:

Bet' und arbeit', ruft die Welt,
Bete kurz, denn Zeit ist Geld.
Und du ackerst, und du säst,
Und du nietest und du nähst,

An die Türe pocht die Not,
Bete kurz, denn Zeit ist Brot.
Und du hämmerst und du spinnst,
Sag, o Volk, was du gewinnst?

Der Einfluß ist unverkennbar.

geworden, deren erste ein geflügeltes Wort für die Lohnkämpfe und Streiks des ausgehenden 19. Jahrhunderts geworden ist:

„Man der Arbeit, aufgewacht! . . . .

Schärfer noch ist das weniger geläufige Gedicht „18. März" vom März 1873, das mit einem glühenden Preußenhaß an die Barrikadenkämpfe in Berlin erinnert, der glücklich verpreußten Mutter Germania" ins Gedächtnis zurückruft, „Proletarierfäuste" hätten sich zuerst an das Befreiungswerk gemacht und für die Gegenwart und Zukunft meint:

„Achtzehnhundert siebzig und drei,
Reich der Reichen, da stehst du, juchhei!
Aber wir Armen, verkauft und verraten,
Denken der Proletariertaten —
Noch sind nicht alle Märze vorbei
Achtzehnhundert siebzig und drei".[311])

Im gleichen Jahre, nur drei Monate später, ruft er in seiner spöttischen Manier „Den Reichstäglern" zu:

Mit eurer deutschen Einheit
Habt ihr euch blamiert sosehr
Und die Freiheit zugrunde gerichtet —
Was will der Bismarck noch mehr?"

Selbst die Tatsache, daß es Richard Wagner, der zwar im Berliner Konzerthaus als Dirigent von Bruchstücken seiner Werke großen Erfolg gehabt, nicht gelungen war, 1873 den Tannhäuser auf die kgl. Opernbühne zu bringen und selbst zu dirigieren, selbst diese Tatsache läßt Herwegh nicht vorbei gehen, ohne seine Galligkeit in Versen zu entleeren. Er sagt dazu in „An Richard Wagner":[312])

„Wärst du der lumpigste General,
So würd' man belohnen dich zeusisch;
Genügen laß dir für dieses Mal
Dreihundert Tälerchen Preußisch.

Ertrage heroisch dies Mißgeschick
Und mache dir klar, mein Bester,
Die einzig wahre Zukunftsmusik
Ist schließlich doch Krupps Orchester".

Im Hinblick auf derartige, von unauslöschlichem Haß diktierte Schmähgedichte ist es auch vollauf verständlich, wenn Treischke im Rahmen einer eingehenderen Würdigung folgendes harte Urteil über Herwegh fällt: „Von dichterischer Kraft blieb ihm bald nichts mehr als die Formgewandtheit. Seine radikale Gesinnung

311] Tardel, H., Neue Ged. S. 142/143.
312) Tardel: Neue Gedichte S. 142.

erhitzte sich bis zur lästernden Frechheit, weil er zu faul, zu selbstisch war, um von der Zeit zu lernen. Als ihm dann endlich, nach kläglichen Heldentaten im Revolutionsjahre, ein gütiges Geschick beschied, die Tage deutschen Ruhmes zu erleben, da ist er noch lange keifend, schimpfend und höhnend hinter dem Siegeswagen des neuen Deutschen Reiches dahergetaumelt, ein Trunkenbold der Phrase, verachtet von den Einsichtigen, vergessen von der Mehrheit der Nation". [313]) Dazu muß doch gesagt werden, daß, bei dieser Einstellung Herweghs, zur Ueberzeugung von der Nichtberechtigung eines kleindeutschen Reiches noch ein gut Stück Temperament hinzutritt, das ihn in seinen Gefühlsgängen jäh sich fortreißen ließ zu ungerechten Ausdrücken, ja Ungeheuerlichkeiten. Doch ist es schließlich typisch für den unentwegten 48er, soweit zu gehen in der Konsequenz, daß er all das, was von außen her dem großdeutsch-republikanischen Standpunkt feindlich sich nahte, als fremdgeistig und nicht wesensverwandt, mit brutaler Härte von sich stieß. Es ist diese Tatsache aber auch ein Beweis dafür, daß er, trotz des ihm — und bis zu einem gewissen Grade nicht mit Unrecht — vorgeworfenen Wohllebens, sich nicht losringen konnte von den Problemen, die ihn einmal erschüttert hatten und die ihm seine begeistertsten Poesien entlockten, daß Zeitgenossen mit voller Berechtigung ihm zujubelten: „Herwegh, du eiserne Lerche", daß er in stetem innerem Ringen folgerichtig bis zu dem Punkte trieb, von dem aus die Marx, Engels, Lassalle, Bakunin propagandistisch weitereilten. Innerlich war er, seit seinem immer stärkeren Anschluß an Feuerbach, ganz der ihrige geworden. Hatte ihn die materialistische Weltanschauung auf religiös-philosophischem Gebiete mit Beschlag belegt, so war nur noch ein Schritt, von ihr auf historisch-politischem Gebiet ergriffen zu werden. Auch hier huldigte er dem Zeitgeist, und zu seinen Proletarierliedern kamen persönliche Beziehungen zu den Häuptern des Sozialismus und Kommunismus, zu Lasalle, Engels und auch zu Bakunin, den er Ende der 40er Jahre in Leipzig persönlich kennen lernte.

313] H. v. Treischke, D. Gesch., V. Bd. Leipzig, Hirzel 1894, S. 370—374.

Schluß.

Wenn man die politische und patriotische Dichtung in Schwaben überblickt von Schubarts Zeit bis in die Tage der Reichsgründung, so sind bei allen Dichtern, die sich mit Politik befaßten, folgende Grundrichtungen zu erkennen: Ein unverwüstlicher Freiheitsdrang, ein äußerst sensibles Rechtsempfinden, starker Patriotismus, unbeugsames, geradezu hartnäckiges Festhalten an dem einmal als richtig Erkannten. Dazu kommt bei allen ein unauslöschliches Etwas, das sie in ihrer ganzen Dicht- und Denkweise als Schwaben erkennen läßt, selbst wenn sie sich von ihrem Deutschtum grollend abwenden, jener demokratische Habitus, jene stark kritisch gefärbte Denkart, die sie befähigt, neue Gedanken ihrem konservativen Ideenbesitz einzufügen, ohne sich deshalb von ihm zu trennen oder ihn ganz über Bord zu werfen. All dies hängt nicht nur an ihren Charaktereigenschaften, sondern ist eben so sehr lokalbedingt, aus der geographischen Lage heraus erklärlich. Schwaben ist ein Durchgangsland für den Ideenfluß von Westen nach Osten. Die Stetigkeit seiner Einwohner bewirkt, daß dieses Hin und Her kein verheerendes, schnelles, wildes ist, sondern einem Prozeß langsamen Durchsickerns ähnelt. Ob und wie weit diese Tatsachen damit zusammenhängen, daß Schwaben im Mittelalter das Zentrum deutschen Geschehens gewesen ist und so von dorther noch diese Vermittlernatur stammt, wäre einer eigenen Untersuchung auf literarischem und historischem Gebiet wohl wert. — Jedenfalls kann man als feststehend betrachten, daß sich diese ganze Art in der politischen Dichtung der Schwaben bis in die neueste Zeit wiederspiegelt, überhaupt, daß ihnen in allen ihren Schriften leicht eine Note politischen Raisonnements mitunterläuft. Typische Beispiele nach den Genannten wären in unserer und neuester Zeit der Schwarzwälder Bauerndichter Hanjakob und der Freiburger Professor Alban Stolz, in deren Dichtungen sich deutlich die im Südwesten besonders heftige 48er Bewegung spiegelt, und unter den noch Lebenden Hermann Burte mit seinem Roman „Martin Wiltfeber, der ewige Deutsche“, der hier in satirisch-wehmütiger Weise Probleme anschneidet, die sich unter seinen dichterischen Stammesgenossen der 48er Jahre in lyrischen Ergüssen und scharfen Kampfliedern verdichtet hatten, den Kampf um Freiheit und Recht, um Deutschtum und Heimat, um Reich und Territorium, um Republik und Monarchie.

Lebenslauf.

Am 7. September 1900 als Sohn des bereits 1910 verstorbenen Strohhutfabrikanten Peter Birk und seiner Ehefrau Lina Birk, geb. Mauch, zu Dunningen, Oberamt Rottweil, Württemberg, geboren, besuchte ich, Bernhard Birk, mit verschiedentlichen längeren durch Krankheit bedingten, Unterbrechungen das Privatgymnasium Stella Matutina zu Feldkirch in Vorarlberg, machte dortselbst im Sommer 1919 das österreichische staatliche Maturitätsexamen, dem sich im Sommer 1920 — nach Nichtanerkennung meiner österreichischen Zeugnisse — das württembergische Maturum anschloß am humanistischen Gymnasium zu Rottweil am Neckar. Im Herbst 1920 bezog ich die Universität Tübingen zum Studium von Germanistik, Geschichte und Französisch. Dort war ich drei Semester, deren drittes durch Krankheit unterbrochen wurde. Hierauf bezog ich die Münchener Universität, war aber genötigt, infolge der Inflationszeit, während der Ferien mich nach Broterwerb umzusehen. Ich arbeitete als kaufmännischer Angestellter, als Erntearbeiter, schließlich hatte ich eine anstrengende Stelle als Redakteur in München während der Ferien und des Sommersemesters 1924. Bis zu Beginn des Wintersemesters 1924/25 war ich wieder in der Landwirtschaft tätig. Die Folge war Ueberanstrengung und drohender nervöser Zusammenbruch. Während des Wintersemesters 1924/25 mußte ich mich einer schweren Kropfoperation unterziehen und konnte erst im Sommersemester 1925 meine Studien wieder aufnehmen. Meine Wiederherstellung verdanke ich Herrn Geheimrat Sauerbruch, der sich meiner in der chirurgischen Klinik väterlich annahm.

In Tübingen hörte ich bei den Herren Professoren und Dozenten Schneider, Bohnenberger, Groß, Ritter, Rohr, Bebermeyer, Haas, Deuchler, Franz, Frl. Eoll, Günther und Pfau; in München bei den Herren Borcherdt, Muncker, von Kraus, Vossler, Oncken, Kutscher, Strich, Mausser, Schick, Spindler, Lerch, Simon, v. Grauert, Wölfflin, Kehrer, Günter.

Die Anregung und Förderung vorliegender Arbeit ging von Herrn Professor Borcherdt aus, wofür ich mir erlaube, meinen herzlichen Dank auszusprechen, ebenso auch für die Anregungen, die ich in den Seminaren und Vorlesungen der genannten Herren empfing.